1811 w (25 Pichler

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit . . . 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

20085,

<36607042540010

<36607042540010

Bayer. Staatsbibliothek

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Fünf und zwanzigster Band.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1823.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Lindauer'sche Bibliothek

Kleine Erzählungen.

Von
Caroline Pichler,
gebornen
von
Greiner.

Vierter Theil.

1. Wahre Liebe.
2. Der Pflegesohn.
3. Argalya.

Wien, 1823.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wahre Liebe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Emilie an Friederiken.

** den 10. März 18**

Du wirst mir wohl zürnen, liebe Friederike, daß ich so selten schreibe, und deinen letzten Brief, der nun schon über einen Monath alt ist, erst jetzt beantworte. Aber bedenke, daß ich Braut bin, Braut eines theuren trefflichen Mannes, daß ich alle Hände voll mit Einkaufen und Anordnen zu thun habe, und daß meine freyen Stunden auch wieder auf so angenehme Art besetzt sind, daß ich wohl deine Nachsicht verdiene, wenn ich unsere Correspondenz jetzt nicht mehr so pünctlich führe, als in früherer Zeit, wo Briefe an meine Freundinnen zu schreiben, der höchste Genuß für meinen Geist war, und ich noch wie im Traume von Gefühlen und Ansichten sprach, die ich jetzt erst klar und in ihrem wahren Lichte erkenne.

Ja, meine geliebte Freundinn, es ist ein großes Glück, einem edlen, uns liebenden Wesen anzugehören, uns in jeder Minute unsers Lebens von ihm geachtet, beschützt zu fühlen, und unsre schöne Bestimmung in der Erfüllung nahgelegner süßer und heiliger Pflichten zu finden. Noch weiß ich nicht recht, wie es gekommen ist, daß ich Dorvals Geliebte und seit vierzehn Tagen seine glückliche Braut bin. Du weißt, er war der innige Freund und Schulgefährte meines Bruders. Schon als heranwachsender Jüngling besuchte er unser Haus oft. Die Mutter war ihm gut, und sie pries sich glücklich, daß die oft gefährliche Wahl ihres Sohnes auf einen Freund von so trefflichem Character gefallen; denn Fleiß und Anlagen, strenge Sitten und höhere Bildung zeichneten Dorval vor allen seinen Kameraden aus. Dann entzogen ihn seine Reisen und meines Bruders angetretne Kriegsdienste für einige Jahre unsern Augen. Jetzt vor etwa einem halben Jahre kam er zurück; einer seiner ersten Gänge war zu uns, er hatte zwar seinen alten Freund nicht hier zu suchen, aber er suchte seine treuen Freundinnen auf. Er kam wieder, und abermahl, er gefiel meiner Mutter, und was bey

uns noch mehr sagen will, auch meiner Tante sehr wohl; er gewohnte sich, uns oft zu besuchen, bald war ihm diese Gewohnheit Bedürfniß, so daß selten ein Tag verging, an welchem wir ihn nicht sahen, und nach Verlauf einiger Zeit wollte die Tante bemerken, und machte auch meine Mutter darauf aufmerksam, daß Dorvals Betragen gegen mich nicht mehr so ruhig und unbefangen sey, wie sonst. Die Frauen nahmen mich in eine Art von Verhör, sie befragten mich, sie theilten mir ihre Bemerkungen mit, und hierdurch erfuhr ich, was mir selbst entgangen war, daß ich einen tieferen Eindruck auf Dorvals Herz gemacht haben mußte, als ich je gedacht oder beabsichtigt hatte. Aber nun wurden auch meine Augen geschärft, und nun — du verzeihst mir gewiß diese kleine Eitelkeit — nun bemerkte ich auch mit großem Wohlgefallen, und nicht ohne dankbare Rührung, wie oft sein Auge mit Vergnügen auf mir verweilte, wenn er sich unbemerkt glaubte, wie er mir, gleichsam willenlos fortgezogen, überall folgte, wie er ganz Aug und Ohr war, wenn ich Clavier spielte und sang, wie unruhig er meine Bewegungen bewachte, wenn ein anderer junger Mann sich mir etwas

angelegentlicher näherte, wie verstimmt, ja verdrießlich er dann zu werden pflegte; und diese kleinen Bemerkungen verfehlten denn ihre Wirkung auf mein Herz auch nicht. Hierzu kamen noch die warmen Empfehlungen der Tante, die in Dorval einen der ausgezeichnetsten Männer sieht, eine Ausnahme des von ihr sonst ziemlich streng beurtheilten Geschlechtes, die Billigung meiner Mutter, der Gedanke an die Freude meines geliebten Bruders, die eigne Überzeugung von Dorvals Trefflichkeit. Auch ich betrachtete ihn fortan mit andern Augen als bisher. Ich fand ihn hübsch, er schien mir angenehmer als sonst; bald kam es dahin, daß ich die Tage berechnete, wann ich ihn gesehn, oder zu sehen hoffen durfte, daß ich seinen Eintritt nicht mehr ruhig erwartete, daß jeder Abend zu Hause oder anders wo, jeder Spaziergang, jeder Besuch im Schauspielhause, wenn er zugegen war, ein ganz anderes Interesse, ein viel lebhafteres Colorit, wenn ich so sagen darf, annahm, und wenn er fehlte, mich alles wie leblos und aschgrau dünkte. Diese Stimmung — die Tante nannte es Verliebtheit, und zog mich so oft damit auf, daß ich es am Ende wohl selbst glauben mußte — diese

Stimmung nun brachte bald eine merkliche Veränderung in Dorvals Betragen hervor, er wurde belebter, liebenswürdiger, ja immer unwiderstehlicher; und so geschah es denn vor etwa sechs Wochen, daß er mir eine förmliche Liebeserklärung machte. Wie es damit zuging, weiß ich nicht so recht; genug ich merkte, daß er mir gesagt habe, er liebe mich, und daß ich es auf eine Art beantwortet haben mußte, die seine Hoffnungen nicht niederschlug. Ich war entsetzlich verlegen und verwirrt, und schloß seine Zuversicht nur daraus, weil er mich fragte, ob er denn auch mit Mama reden dürfe? Das erlaubte ich nun natürlich sehr gerne; mir wäre es lieber gewesen, wenn er der Mama auch die Erklärung gemacht hätte, so ängstlich hatte ich mich dabey gefühlt.

Das that er nun am dritten Tage. Den Tag inzwischen hatten wir Gäste gehabt, es war lärmend und unruhig bey uns gewesen. Dorval liebt dergleichen nicht, und ich brachte die acht und vierzig Stunden in wunderlicher Spannung zu. Endlich am Morgen des Begehrens sah ich ihn sehr elegant gekleidet in unser Haus gehen; mir schlug das Herz bis an den Hals, in großer Unruhe ging ich in meinem Cabinet-

te auf und ab, fing zehnerley Dinge an, und legte sie alle zehn wieder aus der Hand. Es war wunderbar! Angst vor der Entscheidung meines Schicksals konnte es nicht seyn; ich wußte, daß die Mutter Ja sagen würde, ich hatte sie auf Dorvals Besuch vorbereitet, und die Tante, die den Tag vorher noch bis spät Abends bey uns war, hatte mit ihr und mir alle Vortheile dieser Verbindung besprochen. Warum war ich denn so bange? Warum erschrack ich, als die Jungfer mich rief, und fühlte mich unangenehm durch ihr schalkhaftes Lächeln berührt? Warum ergriff eine verlegne scheue Empfindung mein Herz, als Dorval in meiner Mutter Zimmer auf mich zutrat, machte mir ihn so steif erscheinen, und erregte in mir den Gedanken: Ich möchte lieber hundert Meilen weit weg seyn? Doch er hielt meine Hand mit so schönem Ausdruck in den zärtlichen Blicken, was er sagte, war so bewegt, klang so innig, die Mutter, die Tante kamen auf uns zu, sie umarmten und segneten uns. Meine Thränen begannen zu fließen, und nun umschloß mich auch Dorval, und seine Lippen berührten zum erstenmahl die meinigen.

Seitdem hat ein köstliches Leben begonnen,

ich lerne täglich Dorvals edles Herz besser kennen, täglich erfreut mich ein anderer schöner oder feiner Zug seines Charakters. Er ist so bieder, er hat so strenge Begriffe von Recht und Pflicht, daß mich wirklich zuweilen ein Gefühl von Scheu überfällt, wenn ich bedenke, um wie viel ernster er vom Leben denkt, um wie viel er besser ist als ich, besonders wenn ich wohl fühle, daß er meine Fehler und Schwächen klar erkennt und sie freundlich rügt. Daraus entsteht nun manchmahl ein kleiner Zank, der aber nur dazu dient, durch eine herzliche Versöhnung unser Band fester zu knüpfen, und in mir den festen Vorsatz zu erzeugen, meine Unvollkommenheiten immer mehr zu bekämpfen, daß, wenn einst das erste Feuer der Leidenschaft bey ihm vorbey seyn, und keine verliebte Verblendung ihn mehr bethören würde, ich dann seinen prüfenden Blick soll aushalten dürfen.

Er ist auch voll feiner Aufmerksamkeiten für mich. Eine Menge nützlicher Bücher und interessanter Kunstwerke verdanke ich, seit ich seine Braut heiße, seiner freundlichen Güte, und er schenkt mir die Sachen nicht allein, er lehrt mich auch ihren Werth einsehen und würdigen. Du weißt, er war lange Zeit in Italien

und Frankreich, und hat in Deutschland die bedeutendsten Sammlungen mit Kennerblick durchgangen. Ich lerne jetzt von ihm die Bilder sehen, vorher beschaute ich sie nur wie eine Rarität; er lehrt mich ihre Vorzüge, Fehler, Eigenheiten, den Charakter der Schulen, das Zeitalter bemerken. Es ist erstaunlich interessant, mit ihm durch die Gallerieen zu wandern. Die Tante begleitet uns meistens, und diese Stunden gehören zu meinen genußreichsten. Ich fühle es wohl, daß Dorval mich für sich zu bilden, und, was ihm an mir nicht gefällt, von mir abzustreifen sucht. Ich will auch recht gelehrig seyn, und mich in seine Ansichten fügen.

Wann unsere Vermählung seyn wird, kann noch nicht bestimmt werden; es hängt von Dorvals Erbschaftsangelegenheit ab, die noch in L.. anhängig ist, und wohl vor ein Paar Monathen nicht entschieden werden kann. Dann erst, wenn ihm sein bedeutendes väterliches Vermögen eingehändigt seyn wird, kann er auf seine häusliche Einrichtung denken, und so könnte sich jener Zeitpunct wohl noch an die vier bis fünf Monathe verziehn. Ich kann nicht sagen, daß mich das betrübte; denn der Braut-

stand hat gar zu viele Annehmlichkeiten, und seine Verlängerung kann einem Mädchen wohl nicht anders als erwünscht seyn. Spannung und Zweifel haben aufgehört, wir genießen bloß, wir sehen so manchen Wunsch unserer Eitelkeit, unseres Schönheitssinnes befriedigt, wir erhalten eine Menge niedliche und nützliche Sachen; ein zärtlicher Freund späht aufmerksam nach unsern Winken, alles ist Ruhe und innige Zufriedenheit in uns, um uns, und selbst die Freude, welche wir auf den Gesichtern unserer Verwandten über die glückliche Feststellung unseres Schicksals sich spiegeln sehn, vermehrt die unsrige. Kurz, es ist eine so schöne Periode, daß ich glaube, es gibt keine schönere im menschlichen oder wenigstens im weiblichen Leben.

Dieselbe an dieselbe.

Den 30. März.

Nicht so schnell glaubte ich, daß meinem vorigen Briefe ein zweyter folgen sollte; aber ich habe dir was seltsames zu berichten, was dich unmittelbar angeht, und dich gewiß überra-

schen wird. Heut vor acht Tagen war ich mit der Tante in's Theater gegangen, man gab Romeo und Julie. Ich hatte das Stück nie gesehn, und war durch einen Streit, der den Abend zuvor zwischen der Tante und Dorval eben über dieß Trauerspiel Statt gehabt hatte, und worin die Tante Juliens plötzliche Vergaffung als eine bloße Wirkung der Sinnlichkeit verdammte, Dorval aber das Stück in Schutz nahm, und mit großem Scharfsinn seine Schönheiten entwickelte, um so neugieriger geworden. Mit großer Aufmerksamkeit bemühte ich mich, den unsichtbaren Faden seiner psychologischen Entwickelung, den mir Dorvals Bemerkungen an die Hand gaben, während des ersten Aufzuges zu verfolgen, als am Schlusse desselben ein kleines Geräusch mich umzusehen bewog, und ich zurück fuhr — denn dicht neben der Tante, die am Ende der Bank saß, stand ein junger Mensch, dessen, ich mag wohl sagen, fast furchtbares Ansehen ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Nein wahrlich, so muß Romeo Julien auf dem Balle nicht erschienen seyn! Stelle dir einen Mann von kaum mittlerer Größe vor, in einen etwas fremdartig zugeschnittenen Rock geknöpft, mit halb

entblößtem Halse, den kein Musselintuch verbarg, das lichtbraune überaus reiche Haar wild gelockt und bis auf die Schultern verstreut, der, mit einem wunderbaren Ausdruck in den blassen, nicht schönen Zügen, sein Auge starr und düster auf mich geheftet hielt. Erschrocken sah ich weg; aber das Wunderbare der Erscheinung zwang mich doch von Zeit zu Zeit verstohlen hinzublicken, und allemahl begegnete ich zu meiner größten Verlegenheit den Blicken des Fremden, die mit einem wilden verworrenen Wesen auf mir lagen; ich wagte zuletzt gar nicht mehr hinzusehn, auch zog der Gang des Stückes und die unglückliche Liebe des edlen Paares meine ganze Aufmerksamkeit an sich. Jetzt näherte sich uns Dorval, und trat dicht neben den Fremden. Seine Blicke commentirten mir manche Stelle des Stückes auf eine recht verbindliche zärtliche Weise. Hatte der Fremde unser Mienenspiel bemerkt? War es Zufall? Genug ich sah ihn sich rasch umwenden, und Dorval mit einem Blicke messen, der mir ganz entsetzlich widerwärtig vorkam. Bald darauf verlor er sich, Dorval kam neben der Tante zu stehn. Nun konnten wir uns unsere Bemerkungen mündlich mittheilen, aber

jedes blieb wie gewöhnlich auf seinem Sinn, nur war ich heut, nachdem ich das Stück gesehn, viel geneigter, Dorvaln Recht zu geben als früher. Am Ende des Stückes gab Dorval der Tante den Arm, ich folgte; draußen im Corridor war es sehr gedrängt, und in dem Augenblick gewahrte ich den Fremden an meiner Seite. Er hatte eine dunkle flache Mütze tief in die wilden Augen gedrückt, die reichen Haare quollen verworren darunter hervor, und beschatteten sein Gesicht auf eine Art, die den unheimlichen Eindruck des Ganzen noch vermehrte. Ganz ängstlich zog ich meinen Shawl fest um die Schultern und drängte mich, so nahe ich konnte, an die Tante. Lächle immer über mich! Ich fürchtete mich vor dem Menschen, denn auch jetzt lagen seine Blicke so starr und düster auf mir, und versah mich wenig Gutes von ihm. Die Menge trennte uns endlich, und ich dankte Gott, als der freyere Raum mir verstattete, mich an Dorvals linken Arm zu hängen. Zu Hause erzählte ich mein Abenteuer, und wurde tüchtig ausgelacht und gefragt, ob ich etwa gemeint, der Fremde wolle mich entführen oder bestehlen?

Zwey Tage darauf — ich hatte die ganze Sa-

che fast vergessen, nur daß zuweilen jenes Gesicht mit seinem halb wilden, halb melancholischen Ausdruck vor meinem Geiste erschien — gingen wir mit Dorval in die fürstliche Gallerie. Schon hatten wir einige Säle durchwandert, in welchen hier und da Künstler saßen, die Gemählde copirten. Dorval kannte die meisten, wir sprachen mit ihnen, mich unterhielt das sehr. Jetzt traten wir in den Saal der altdeutschen Schule. Hier stand ein gar liebliches Madonnenbild von dem berühmten Van Eyk, eine wahre Himmelsköniginn und demüthige Jungfrau zugleich auf einer Staffeley herunter, und daneben saß, mit dem Rücken gegen uns gewendet, vor einer zweyten — der furchtbare Fremde! Ich kann sagen, daß ich wirklich erschrack. Er hatte uns nicht kommen gehört, denn er war in seine Arbeit vertieft; aber Tante theilte Dorvaln ihre Bemerkungen mit, der Mahler hörte sprechen, sah sich um, eine hohe Purpurgluth überzog sein Gesicht, er sprang vom Stuhle auf und stotterte etwas, was wir Alle nicht verstanden. Dorval suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen; es ging eine Weile nicht, so verstört schien der Mensch durch die Unterbrechung seiner Arbeit. Ich wäre gern

fortgegangen, denn ich meinte, wir wären ihm lästig; aber die Tante hatte den Gegenstand des Gesprächs ergriffen. Du kennst ihre Lebhaftigkeit. Die Unterhaltung machte sich endlich, des Fremden wilde Zerstreuung verlor sich, er ordnete seine Gedanken, und mit einer schönen Wärme, mit einer sanften — Kindlichkeit möchte ich sagen, die ich dem wilden Menschen gar nicht zugetraut hätte, entwickelte er seine Ansichten über die alte Kunst, und besonders über sein gewähltes Original.

Der Verlauf der Unterredung berührte mehrere andere Bilder dieser Sammlung; der Fremde führte uns hin, und erklärte und sprach, und riß wirklich mit seiner einfach frommen Ansicht die Hörer hin. Wie wir den Saal verlassen wollten, legte er geschäftig Pallete und Mahlerstock, die er noch immer in der Hand gehalten, auf seinen verlassenen Sitz, und begleitete uns oder vielmehr Dorval auch in die andern Säle. Die Tante ging mit mir, und wir mengten uns nicht viel in's Gespräch der Männer. Endlich war es Zeit fortzugehn. Dorval und der junge Mahler trennten sich sehr herzlich; wir hatten schon früher von ihm erfahren, daß er aus den Rheingegenden gebür-

tig, und vor einigen Wochen auf seiner Reise, die er, um sich in seiner Kunst auszubilden, unternommen, hier angekommen sey. Jetzt beym Abschied ersuchte ihn Dorval um seine Addresse, und da erfuhren wir, daß er Gustav Ehrhart heiße, und niemand anderer sey als jener Gustav, der Neffe deines Mannes, von dessen sonderbarem aber achtungswürdigen Character du uns schon öfter geschrieben.

Mit froher Überraschung wurde diese Entdeckung von beyden Seiten aufgenommen. Seitdem hat uns Ehrhart schon mehrmahls besucht, und ich muß heimlich lächeln, wenn ich ihn jetzt ansehe, und daran denke, wie ich mich im Theater vor ihm gefürchtet. Auch du wirst lachen, du wirst mich auslachen; aber ich versichere dich, du kennst Tantens entschloßnen Muth und ihre Abneigung gegen alles, was nach Vorurtheil schmeckt, dennoch fühlte auch sie sich vom ersten Anblick des Unbekannten seltsam berührt. Obwohl er mir nun jetzt schon eine gewohnte Erscheinung ist, muß ich doch gestehn, daß er sich zwischen unseren übrigen jungen Leuten seltsam ausnimmt, und dieß Seltsame liegt nicht bloß in seiner Art sich zu kleiden, sondern wohl auch in seiner Ansicht von der Welt und den

Menschen, die vom gewöhnlichen Maßstabe sehr abzuweichen scheint. Mit Dorval kommt er noch am besten daraus. Der sieht nicht viel auf's Äußerliche, und findet an seinem Innern viel Behagen, er kann mit ihm von Ländern, Kunstschätzen, Gegenden reden; und so waltet zwischen ihnen eine sehr lebhafte Unterhaltung, an der die Tante regen Antheil nimmt, während Mutter und ich uns ziemlich still verhalten. Leb wohl! Ich höre Ehrharts Stimme, der kommt, uns in die **Gallerie abzuhohlen.

Dieselbe an dieselbe.

Den 24. Aprill.

So warst du schon von unserer neuen Bekanntschaft unterrichtet, noch ehe mein Brief ankam, und zwar, wie du mir schreibst, auf eine sehr poetische völlig romanhafte Weise, wie denn in einem Gemüthe, gleich dem unsers künstlerischen Freundes, wohl nicht leicht der alltäglichste Vorfall sich abspiegeln kann, ohne einen dichterischen Anstrich zu erhalten? Das will ich wohl glauben. Er ist ein eigner Mensch, dieser Ehrhart, und durchaus nicht mit dem gewöhn-

lichen Maaße zu messen. Das fühlst du wohl auch, und hast gewiß, um seiner trefflichen Anlagen wegen, gern mit manchen seiner Schwächen und Unvollkommenheiten Nachsicht; das spricht aus deinem Briefe, und der Art, wie du und dein Mann ihn von jeher behandelten. Alle Leute denken nicht so, und es ist eine niederschlagende Bemerkung, daß eben kein menschliches Verhältniß, wie kein irdisches Loos überhaupt, sich in freundlicher Stille, und genügender Heiterkeit erhalten könne. Seit ich dir das letztemahl geschrieben, ist allerley Störendes über mich, über uns Alle gekommen. Dorval hat eine kleine Reise von ein Paar Wochen in seiner Erbschaftsangelegenheit nach L.. machen müssen, und uns während dieser Zeit recht einsam zurück gelassen.

Ich fühlte seine Abwesenheit am tiefsten, aber auch die Tante schien etwas verstimmt. Ehrhart besuchte uns fleißig, seine Gegenwart diente dazu mich angenehm zu zerstreuen; so sah ich ihn gern kommen, und auch er war heiter und vergnügt. Aber noch ehe Dorval zurück kam, verlor sich diese Heiterkeit, und er gab sich einer wunderlichen Ungleichheit hin, die mich wechselweis von ihm entfernte und wie-

der anzog. Es ist ein höchst interessanter Mensch. Liebenswürdig möchte ich ihn nicht gerade nennen, denn er hat manche sehr schroffe Seiten; aber der Grund seines Gemüthes ist gewiß trefflich. Die Welt spricht ihn auf eine von andern Menschen ganz verschiedene Art an; was uns fast allen willkommen wäre, ist ihm widerlich, und er kann sich an Dingen freuen, die den Meisten entweder geringfügig oder ganz ungenießbar scheinen. So ist er im Stande, sich halbe, ja ganze Tage auf den nahe gelegenen Dörfern herumzutreiben, mit allen schmutzigen Bauernkindern Bekanntschaft zu machen, die Alten in ihren Schenken zu besuchen, sich an ihren Volksgesängen, an ihren Gesprächen zu ergötzen, ihre Gestalten mit Wahrheit und Lebendigkeit in sein Portefeuille zu zeichnen, und sich aus einem so verlebten Tage Kraft zu hohlen, wie er sagt, um wieder auf einige Zeit den Zwang und die Schaalheit der conventionellen Welt zu ertragen. Manchmahl auch streift er ohne eigentlichen Zweck in der Gegend umher, liegt stundenlang am Ufer eines Baches, und lauscht dem Gesang der Vögel oder der Wirkung der einfallenden Sonnenstrahlen durch's Gebüsch. Überfällt ihn die Nacht

auf seinen Wanderungen, so ist ihm die nächste beste Bauernhütte als Unterkunft willkommen, oder er übernachtet auch wohl unter freyem Himmel. Das Alles gibt nun seinem Innern und Äußern einen seltsamen Zuschnitt, aber auch eine Einfalt und Kindlichkeit des Gefühls, eine Wärme der Auffassung und eine Neuheit in allen Weltverhältnissen, die ihn zugleich achtungs- und tadelnswürdig macht, wie die Tante sagt. Ungeschickter als Er, in allem was Form heißt, kann man nicht seyn, aber man kann auch nicht leicht fürs Schöne reizbarer, und fürs Gute beweglicher seyn. Das ist nun aber in Tantens Augen kein Ersatz für jenen Mangel; sie hat allerley an ihm auszusetzen, sieht seine Eigenheiten in grellem, seine Schwächen im strengsten Lichte, tadelt beynahe alles, was er thut, und fängt an, es ihm selbst, freylich auf eine feine Art, zu sagen. Sie meint, das sey Freundespflicht, und ein wahrer Dienst, welchen wir denen schuldig sind, die wir lieben. Dann solltest du sehn, wie gut, wie wahrhaft kindlich er diese Zurechtweisungen aufnimmt, wie er sich bald selbst anklagt, bald reuig, aber für die Tante ungenügend, mit einem unüberwindlichen Hang und alter Gewohnheit ent-

schuldigt. Aber es stört ihn doch, ich sehe es wohl; er ist seit einigen Tagen verstimmt, trübe. Ob bloß die Ermahnungen der Tante Schuld sind, ob sonst eine leise Anregung das leichtbewegte Saitenspiel dieses Herzens verstimmt, weiß ich nicht; aber es ist, und es quält mich, daß es ist, und ich muß ihn seitdem mit einer Art von Mitleid ansehn, besonders wenn ich denke, daß die Tante diese düstern Nebel aufgeregt hat. Sie ist auch mit mir nicht recht zufrieden, sie tadelt mich viel öfter als sonst. Dorval, der seit acht Tagen wieder hier ist, kam auch durch den verworrenen und ränkevollen Gang seiner Angelegenheit verstört zurück. Er scheint verdrießlich, ich bin nicht im Stande ihn aufzuheitern wie einst, er hat mir manche Lehre zu geben, mich auf Manches, was ich versehe, aufmerksam zu machen. Ich danke ihm das im Grunde meines Herzens, und wenn ich Zeit habe nachzudenken, dann sehe ich wohl ein, daß er es gut mit mir meint, und meine Vervollkommnung der Zweck seiner edlen Liebe ist. Dennoch ärgert und reizt es mich, besonders wenn ich die freylich übertriebene und schwärmerische Ansicht, die Andere von mir haben, und zuweilen wie willenlos äußern, mit dieser

zergliedernden Strenge vergleiche. So plagt mich alles. Ich muß Ehrhart bedauern, der mir wie ein verirrter Fremdling aus einem andern Planeten vorkömmt, dessen Sprache Niemand versteht, ich fürchte mich vor Dorvals strengen Bemerkungen, ich ärgere mich über die Tante, die Ehrhart quält und auch mich nicht in Ruhe läßt; und so ist denn eingetreten, was ich im Anfange meines Briefes sagte: unser freundliches Verhältniß ist gestört, und das Schöne kann nicht bleiben.

Dieselbe an dieselbe.

15. May.

Friederike, Friederike! Was habe ich dir zu berichten! Ein gäher Blitz hat mir den Abgrund gezeigt, an dessen Rand ich sorglos wandelte, und ich fürchte, ich fürchte, das Glück meiner Gegenwart, der Frieden meiner Zukunft, ist schon zum Theil darin begraben. Höre, was sich in den letzten Tagen zugetragen!

Ich erinnere mich, dir vor drey Wochen von den Störungen geschrieben zu haben, die unsern kleinen Kreis verstimmten, und den Genuß

frohen Zusammenseyns größten Theils aufhoben. Mich betrübte das, es wollte mir mit dem besten Willen nicht gelingen, wieder Alles in sein altes freundliches Geleise zu bringen, und diese drey Personen mit sich selbst und mir zufrieden zu stellen; denn das konnte ich leise empfinden, daß sie nicht bloß Jedes für sich verstimmt, sondern auch in ihren Ansichten von mir verändert waren. Da wurde eines Abends von der Schönheit der nahen Auen in dieser Jahreszeit gesprochen, und Dorval und die Tante, die gern und weit gehn, beschlossen den folgenden Nachmittag diesen Spaziergang mit mir zu machen. Ich fand den Weg, an fünfviertel Stunden, für eine Promenade sehr weit, und wäre lieber gefahren; aber da die Mutter nie mit uns geht, so entschieden Dorval und die Tante, und meine Einwendungen wurden, als einer übermäßig bequemen Person, nicht gehört. Auch hätte ich es freundlich und in der Ordnung gefunden, Ehrhart, der so manchen Gang in wohlbekannte Gallerien mit uns gemacht, und der diesen Abend kam, von unserem Projecte zu unterrichten. Ich schlug es vor, Dorval runzelte die Stirn, die Tante wies mich kurz ab, ich mußte schweigen, aber es

war mir nicht recht. So brachen denn wir drey am folgenden Tage gegen Abend auf, und wanderten bey ziemlicher Hitze und Staub durch's Thor den Auen zu. Schon hatten uns die freundlich grünen Schatten aufgenommen, und ich ging, durch die Kühle der Au erfrischt, und durch die Anmuth der Umgebung ziemlich mit den ausgestandenen Beschwerden versöhnt, neben Dorval her, der uns, wie von Zeit zu Zeit der breite herrliche Strom durch die Bäume sichtbar ward, sehr anziehende Beschreibungen von den Rheingegenden machte, und uns bald ihre Ähnlichkeit, bald ihre Verschiedenheit von der vorliegenden anschaulich machte. Auf einmahl erblickten wir draußen am Wasser einen Mann, der einer sehr mahlerischen Ansicht gerade den Wassermühlen gegenüber saß und zeichnete. Dorval erblickte und erkannte ihn zuerst, es war Ehrhart, und wie er ihn nannte, glaubte ich—o ich hatte nur zu gut bemerkt! — eine widrige Empfindung über sein Gesicht gleiten zu sehen. Die Tante sah mich in demselben Augenblick scharf an, eine dunkle Ahnung von dem, was mir bevorstand, berührte mich ängstlich; der Gedanke: sie meinen, du hast ihn hierher bestellt, durchzuckte mein Inneres, und

goß, so schuldlos ich war, eine hohe Purpurgluth über meine Wangen, die natürlich dazu dienen mußte, jenen unseligen Verdacht zu bestärken. Hatte Ehrhart seinen Nahmen nennen gehört? Hatte er das Geräusch wandelnder Spaziergänger vernommen? Rief eine unglückliche Empfindung ihm unsre Nähe zu? — Gott weiß! — Er wandte sich um, erkannte uns, und kam sogleich eilfertig auf uns zu. Vielleicht bildete ich mir's ein, aber sein Empfang war von Seite meiner Begleiter steif und so kalt, wie ihn der gute Jüngling gewiß nicht verdient hatte; doch sein kindlich reines Gemüth, keiner Schuld bewußt, ahnete nichts davon, er schloß sich an uns an, und da Dorval die Tante führte, die beyde nicht sehr redelustig schienen, ging Ehrhart neben mir, und riß mich bald durch die lebhafte Schilderung seiner Empfindung hin, wie ein armer Fischerjunge, den er in sein Portefeuille gezeichnet, sich mühvoll mit den schweren Netzen geschleppt, wie dann eine bleiche aber sehr hübsche Frau, ein Kind auf dem Arm, so müde und langsam aus der Hütte getreten, der Fischerjunge bey ihrem Anblick die Netze hingeworfen, und die Frau freundlich zu einem Sitz am Ufer geleitet habe,

wo sie der erquickenden Sonnenstrahlen genießen konnte, indeß er hülfreich aus Brettern und Hölzern, die am Ufer gelegen, eine Art von Lehne und Schutz gegen den Wind hinter ihr erbaut hatte. Ach, sagte Ehrhart, da findet man noch Herzen, noch Liebe unter diesen armen, am Busen der Natur liegenden Menschen, indeß wir in unsern conventionellen Kreisen das Alles längst nur mehr dem Nahmen nach kennen, oder als zierliche Redensarten brauchen! Wir kamen tief in den Gegenstand hinein, Ehrhart sprach so warm, so wehmüthig von seiner Vereinzelung in der fremden Welt, von seiner Sehnsucht nach Mitgefühl. Wir waren indeß durch eine Krümmung des Weges aus dem Gehölze getreten, und standen am Strome, der untergehenden Sonne gegenüber, die ihr volles Gold über die Gegend und uns ausgoß. Ich blickte zufällig auf meinen Begleiter. Ach Gott! Wie wäre es möglich, den Ausdruck zu beschreiben, mit dem er seine Augen auf mich geheftet hielt! Er faßte meine Hand, er schien so bewegt, in seinen Blicken, auf seinen Lippen schien ein Geständniß zu schweben. Ich erschrack, ich erröthete, ich wollte ihm meine Hand entziehen; er schaute mich so bit-

tend an, seine Brust arbeitete, und ich fühlte, daß ich zitterte. In dem Augenblick wandte sich Dorval, dem ein dicker Baumstamm bis jetzt unsern Anblick entzogen hatte, hervor tretend mit einer Frage an Ehrhart. Dieser Ton weckte ihn aus seiner verführerischen Vergessenheit; er ließ meine Hand schnell fahren, ich sah ihn erbleichen, zurückbeben. Dorval wiederhohlte seine Frage, Ehrhart raffte sich zusammen, und trat zu ihm hin, ich aber blieb, das Herz von tausend nahmenlosen Gefühlen bestürmt, am Ufer stehn; ich spürte, daß meine Thränen hervorbrachen, mir war unbeschreiblich wehe, und doch wohl und still und ängstlich.

Die Tante näherte sich mir: Was hast du mit Ehrhart vorgehabt? fragte sie, und sah mich scharf an: Er kam so verstört zu uns, daß er eine Weile keine zusammenhängende Rede vorbringen konnte. Ich weiß nicht, erwiederte ich: Wir sprachen von gleichgültigen Dingen, von der Gegend, von seinem Wunsche, wieder bey den Seinigen zu seyn. So? — antwortete sie gezogen, und blickte mir in die Augen, die wohl noch feucht seyn mochten: So? — wiederhohlte sie, stand eine Weile still, und trat dann zu den Männern.

Mir war sehr bange, ohne daß ich eigentlich hätte sagen können, warum? Denn was war denn geschehn, was auch nur die geringste Schuld auf uns laden konnte! Dennoch fühlte ich mich gepreßt. Es war Zeit nach Hause zu gehen. Dorval gab der Tante den Einen Arm, den andern mir; die Tante beurlaubte sich von Ehrhart, ich sah aus allem, daß man seine Begleitung verbitten wolle, und alles dieß, mit dem, was schon vorgefallen, ließ mich nicht viel Gutes erwarten. Unser Heimgang ward meist schweigend vollbracht, keines hatte Lust zu reden, und ich war froh, als ich in die Einsamkeit meines Zimmers kam. Mit trüben Gedanken legte ich mich zu Bette, und wunderliche Träume setzten die Bangigkeit des Abends fort. Am andern Morgen gegen eilf Uhr ließ mich die Mutter rufen, die Tante war bey ihr, und Beyder Gesichter so streng, so feyerlich! Mir lief es eiskalt über den Rücken.

Komm her, mein Kind, sagte die Mutter, und laß ein vernünftig Wort mit dir reden!

Ja, fiel die Tante ein, es ist um deines eigenen Glückes, und um das eines edlen Mannes willen, daß wir mit dir reden, und dich auf etwas aufmerksam machen wollen, das nun

schlechterdings nicht länger unbesprochen blei-
ben darf.

Du kannst versichert seyn, setzte die gute Mutter hinzu, die überhaupt das Ganze milder behandelte, daß es nur Liebe zu dir ist, was uns zu reden bewegt.

Mir ward bald heiß, bald kalt bey dieser Einleitung, die Haare kribbelten mir auf dem Scheitel, und mit unendlicher Bangigkeit erwartete ich zu hören, was man von mir wollte. Die Tante führte das Wort, und fing an von meinen Verpflichtungen gegen Dorval, von dem, was ich meiner Würde überhaupt, und meinem Verhältniß als Braut eines edlen Mannes schuldig sey, zu sprechen, erwähnte darauf eines Hanges zur Coquetterie, den sie an mir bemerkt haben wollte, von dem ich aber, Gott ist mein Zeuge, nie Etwas gewußt, und schloß endlich damit, daß es ihr schon längst aufgefallen sey, welches Betragen ich mir gegen den Mahler Ehrhart erlaubt, und welche — für jedes junge Mädchen — ungeziemende Annäherung ich ihm gestattet, besonders da ich doch deutlich hätte merken müssen, daß er in mich verliebt sey.

Ich erschrack, all mein Blut trat in meine

Wangen, und wich wieder schnell zum Herzen zurück. Tante! rief ich: Was fällt Ihnen ein! Ehrhart in mich verliebt?

Wir sagen nicht, verbesserte die Mutter, daß er eben das für dich fühle, was man eine Leidenschaft nennet; aber du gefällst ihm sehr, das ist sicher —

Das möchte hingehn, fiel die Tante ein: Aber ich weiß nicht, warum du die Sache verkleinern willst? Ich halte sie für sehr schlimm, sehr gefährlich, und bin überzeugt, daß nur ernste Mittel — —

Mein Gott! rief ich, erschreckt durch diese Worte: Was meinen Sie denn? Was ist denn so schlimm?

Hier fing die Tante nun an, Ehrharts Betragen gegen mich, und meines gegen ihn, von dem ersten Tage an, wo wir ihn im Theater und in der Gallerie getroffen, und wo er eine Madonna copirt, welche, wie Dorval damahls noch scherzend gegen sie bemerkt, eine flüchtige Ähnlichkeit mit mir hatte, bis auf den gestrigen Abend, wo er von mir in die Aue bestellt, mir unläugbar eine Erklärung gemacht habe —

Diese Anklage war zu hart. Ich fuhr un-

willkührlich auf, und protestirte feyerlich gegen Beydes; ich betheuerte, daß ich mich nie zu einem solchen Schritte, einem jungen Mann, wider den Willen meiner Verwandten, ein Rendezvous zu geben, herunterlassen würde, und daß sich Ehrhart zufällig, um zu zeichnen, wie er öfters pflegte, in der Au eingefunden. Die Tante schwieg ungläubig, die Mutter sagte für mich gut, sie war überzeugt, daß ich einer Lüge unfähig sey. Auch gegen die sogenannte Erklärung sträubte ich mich, und versicherte, Ehrhart habe mir kein Wort gesagt, das auch nur von fern einen Bezug auf Liebe gehabt. Aber die Tante war nicht zu bedeuten, sie hatte ihn vor mir stehn, meine Hand lange halten, und mit sehr bewegter Stimme etwas sagen hören, das sie nicht verstanden. Ich hätte dann ganz erhitzt ausgesehn, meine Augen hätten voll Thränen gestanden, und wenn es auch keine Erklärung in Worten war, so wäre es doch ein sehr bewegter Auftritt, und kurz, eine Annäherung gewesen, welche kein Mädchen überhaupt, aber am wenigsten die Verlobte eines Andern einem jungen Menschen erlauben sollte.

Da hatte ich nun mein Urtheil! Es beleidigte, es erschreckte, aber es überzeugte mich

nicht; und meiner Treue gegen Dorval mir bewußt, antwortete ich fest und entschlossen, daß man mir Unrecht thäte, und daß ich durchaus nichts gethan oder empfunden, was meinen Verpflichtungen gegen den mir unendlich theuern Mann nachtheilig seyn könnte.

Die Mutter unterstützte meine Ansicht; aber die Tante blieb unbeweglich, und statt unsern Gründen zu weichen, entwickelte sie mein Verhältniß zu dem sonderbaren leidenschaftlichen Jüngling, dessen überspannte Einbildungskraft wie sein Mangel an Weltkenntniß das seltsamste, ja das Unseligste von ihm erwarten lassen konnte, und erregte mir dadurch unbeschreibliche Angst. Auf der andern Seite stellte sie mir meine Schuld gegen Dorval, die Leiden, die ich ihm bereitet hätte, und die Zartheit, den Edelmuth seines Betragens gegen mich vor, und zerriß so mein Herz vollends. Ich brach in heftiges Weinen aus. Die Mutter suchte mich zu beruhigen, ihr schien die Sache weder so strafbar, noch so gefährlich; aber die Tante beharrte auf ihrer Meinung, und nachdem sie mir noch einmahl meinen unverzeihlichen Leichtsinn, und die Verantwortung, die ich mir zugezogen, indem ich gedankenlos in eines

Unglücklichen Brust eine unselige Leidenschaft entzündet, vorgehalten, entließ sie mich ganz betäubt und in meinem Innersten zerstört.

Erst nach einer Weile war ich im Stande, meine Gedanken zu sammeln, und die Verwirrung, die jenes Gespräch in mir angerichtet, zu überblicken. Ach Gott! So hatte ich einen liebenswürdigen Jüngling, der sich mir arglos genähert, unglücklich gemacht, und einen theuern Freund tief betrübt, der mir in seiner schönen Seele verziehen hatte, und, wie die Tante sagte, noch jetzt mein Glück gern mit dem Opfer des seinigen erkaufen würde. Ich kam mir in dem Augenblicke ganz abscheulich und verworfen vor. Ich hätte zu Dorval eilen, und seine Verzeihung erflehen mögen. Ein längeres Nachdenken fing an, mich über diesen Punct einigermassen zu beruhigen. Offenbar hatte die Tante ihre Partheylichkeit für Dorval, den sie ganz außerordentlich schätzt, zu weit geführt. War ich ihm denn ungetreu, oder auch nur mit Einem Gefühle meines Herzens von ihm abgewendet gewesen? Mein Gewissen gab mir das Zeugniß, daß er noch jetzt, eben so wie vor Ehrharts Ankunft, in meiner Seele herrsche, die noch immer in dem Gedanken, ihm anzuge-

hören, eine beseligende Ruhe fand. Er hatte nichts von dem armen Jüngling zu fürchten. Aber hier — hier war es, wo mein Bewußtseyn mich mit stechendem Schmerze aus dem trügerischem Schlummer weckte! Hier hatte ich schwer gefehlt! Ich hatte den unverkennbaren Antheil gesehn, den der Unglückliche, von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an, an mir genommen; ich wußte von ihm selbst, daß mein Anblick im Theater ihn so wunderbar, so unvergeßlich berührt, daß jedes Wort des Trauerspiels, das auf ein plötzliches Erkennen verwandter Seelen Bezug hatte, ihm tiefen Eindruck gemacht; ich kannte die leidenschaftliche Heftigkeit seines Characters, den reizbaren Flug seiner Einbildungskraft, und ich konnte das so hingehen lassen, ja, meine Eitelkeit weidete sich noch insgeheim an der Wirkung, die mein Wesen auf diesen interessanten jungen Mann gemacht. Ich, ich hatte eine hoffnungslose Leidenschaft mit sträflichem Leichtsinn wachsen lassen, und wenn er nun, jetzt wo es galt, sich mit Ernst von ihm loszureissen, unglücklich wurde, so war es meine Schuld!

Das fiel mir mit Centnerlast auf's Herz, das drückt und quält mich noch. Es quält mich

um so mehr, da ich nicht vermeiden kann, Ehrhart oft zu sehn, und nicht weiß, wie ich mich gegen ihn benehmen, und jetzt auf einmahl einen Ernst gegen ihn behaupten soll, den ich eigentlich gleich vom Anfange an hätte haben sollen. Armer, armer Jüngling! O Friderike, wenn es dir oder deinem Manne möglich wäre, auf ihn zu wirken, ihn von einer unglückbringenden Empfindung zu heilen, wenn ihr veranlassen könntet, daß er sich von hier entfernte, es wäre gewiß das Beste für ihn und mich! Ich weiß mir nicht zu helfen.

Dieselbe an dieselbe.

30. May.

Es geht nicht! Es geht nicht! Diese Aufgabe ist über meine Kräfte. Hier die Geschichte der letzten Tage! Ich hatte neulich meinen Brief an dich kaum fort gesandt, so trat Dorval ein. In seinen ernsten Zügen lag etwas Zurückgedrängtes, Gezwungenes möchte ich sagen; doch sah ich, daß er, was in ihm vorging, mir schonend zu verbergen suchte. Ich dankte ihm diese Zartheit, ich fühlte ihren ganzen Werth,

und bemühte mich ebenfalls unbefangen zu scheinen. Es gelang mir nicht, ja es kam mir vor — lache immer über mich wenn du willst! — als würde mir Dorval besser gefallen haben, wenn er recht düster gewesen wäre, oder mir geradezu Vorwürfe gemacht hätte. So schleppte sich unser Gespräch eine Weile hin, er stand mir mit schonender Überlegenheit gegenüber, ich fühlte mich in einer Art von Unrecht gegen ihn, ohne daß ich gleichwohl dieß Unrecht klar einsehen konnte, und so kam es dahin, daß ich mich am Schluße einer Stunde für den gekränkten Theil hielt, da alle meine Bemühungen, ein leidliches Verhältniß zwischen uns herzustellen, an Dorvals gemeßner Artigkeit abglitschten. Jetzt trat die Tante ein, jetzt wußte ich, daß ich beobachtet, daß jedes meiner Worte gewogen werden würde, und nun erstarrten mir die Gedanken im Gehirne, und nicht Eine natürliche Rede fand den Weg über meine Lippen. Auch Dorval war verdrießlich geworden. Die Tante mußte noch das Beste thun, und sie that es auch. Du kennst ihre Lebhaftigkeit im Gespräche, es machte sich endlich doch etwas zwischen uns wie eine leidliche Unterhaltung, als — die Thüre aufging

und mit meiner Mutter Ehrhart eintrat. Ich hatte das schon immer gefürchtet, so oft ich im Vorzimmer gehen hörte. Nun war das Unglück da! Der Tante Gesicht verlängerte sich merklich, Dorval behauptete sich zur Noth, ich fühlte mich in peinlicher Verlegenheit, nur die Mutter war freundlich wie immer. Ach sie ist noch die Einzige, die mich versteht, aber die Meinung der Tante übt zu viel Einfluß auf sie.

Ehrhart näherte sich uns Allen mit seiner gewohnten kindlichen Offenheit. Eine Weile mochte er vielleicht nichts bemerkt oder das Bemerkte übersehen haben. Endlich empfand sein zartes Gemüth die Veränderung unsers Benehmens, er wurde nach und nach stiller, er schrumpfte in sich zusammen, möchte ich sagen. Noch Einen Versuch wollte er machen, sich mir zu nähern, es war, als suche sein heisses, durch der Andern Kälte verletztes, Herz bey mir Schutz. Ich war unbeschreiblich bange, der Arme dauerte mich in der tiefsten Seele, und doch war es mir nicht erlaubt, ihm die innere Wehmuth meiner Brust zu zeigen. Mein Benehmen mußte diesen zwangvollen Zwiespalt aussprechen, und diese Befangenheit vermehrte seine Bestürzung, seinen Schmerz. Sein Blick wurde von Minu-

te zu Minute starrer, seine Züge verstörter, er sprach zuletzt gar nichts mehr, nur hing zuweilen sein Auge mit Angst an mir, als sollte ich ihm das schmerzliche Räthsel lösen. Ich hielt es nicht mehr aus; Ehrharts sichtbares Leiden, der Tante scharfes Beobachten, Dorvals gemeßnes Benehmen, alles ängstigte mich, und ich verließ das Zimmer, um nur in einer einsamen Minute mich ein Bißchen sammeln zu können. Wie ich nach höchstens einer halben Viertelstunde wieder in's Zimmer kam, fand ich Ehrhart nicht mehr, und in dieser schnellen Entfernung neuen Stoff zur Sorge. Auch schwiegen Dorval und die Tante plötzlich bey meinem Eintritt, wahrscheinlich waren wir der Gegenstand ihrer Bemerkungen gewesen. Ich setzte mich mit der Arbeit an's Fenster, es herrschte eine allgemeine Stille. Endlich kam Dorval auf mich zu, Mutter und Tante verließen das Zimmer, und ich sah nicht ohne banges Gefühl einer unangenehmen Erklärung entgegen. Er bemühte sich anfänglich unbefangen zu scheinen, er sprach von gleichgültigen Dingen, er behandelte mich gütig, wie man ein fehlendes Kind behandelt, das man mit guter Art zur Erkenntniß seines Vergehens bringen möchte. Das

that mir weh, eine peinliche Vergleichung drängte sich mir auf. Mit Ehrhart stand ich auf gleich und gleich, ja des guten Jünglings schwärmerischer Geist sah mich in zu hohem, in verklärendem Licht; hier mußte ich alle Augenblick erwarten, zurecht gewiesen zu werden. Das geschah auch sogleich bey einer unbedeutenden Veranlassung, wo denn wieder, wie schon öfters, die gänzliche Verschiedenheit in unserer Art, die Dinge aufzufassen, kund wurde. Diese Bemerkung fiel mir schmerzlich auf's Herz; denn sie ließ mich auch für die Zukunft an keine wahre Übereinstimmung unserer Gemüther glauben. Ich wurde gereizt, mich kränkte Dorvals übersehende Behandlung, und diese Verstimmung zeigte sich in meinem ganzen Wesen. Er fühlte es zuletzt, er mochte einsehen, daß er zu streng gewesen war, und sein Zartgefühl, sein Edelmuth bewogen ihn freundlich einzulenken. Er both mir die Hand zur Versöhnung. Eine heiße sonderbare Empfindung übermannte mich, ich sank weinend an seine Brust. Ach mir war so wehe! Ihn schien meine heftige Rührung zu befremden, doch theilte er sie herzlich, und wir schieden versöhnt und vergnügt auseinander.

Am Abend ward ich zur Mutter gerufen. Sie und die Tante saßen beysammen, und die letzte fing sogleich wieder ihre Ermahnungen wegen Ehrharts an, indem sie von seinem heutigen Besuch die Veranlassung nahm, mir anzukünden, daß das nun einmahl nicht länger so fortdauern könne, daß sie sich eben heut wieder überzeugt habe, wie leidenschaftlich der Mensch fühle, daß ich sein Unglück auf der Seele haben würde, wenn ich nicht alles Ernstes dahin strebte, ihn von mir zu entfernen, und ihm mit Bestimmtheit zu zeigen, daß hier jede Hoffnung Thorheit sey. Ach Gott! erwiederte ich: Das weiß er ja ohnedieß. Mein Verhältniß zu Dorval ist ihm, so gut wie Jedermann, bekannt. Aber dein Betragen, fiel sie streng ein, widerspricht diesem Verhältniß. Du munterst einen Nebenbuhler auf, du beträgst dich gegen deinen Bräutigam nicht, wie du solltest; und nun zählte sie mir alles her, was sie heut an Ehrhart und mir bemerkt haben wollte, und ich versuchte umsonst, ihr das Gleichgültige oder Absichtlose in allen diesen Kleinigkeiten zu beweisen. Sie widersprach mir lebhaft, und wandte sich zuletzt mit der Äußerung an meine Mutter, daß ein entscheidender Schritt gethan, und Ehr-

hart entweder durch eine offene und freundliche Erklärung, oder durch höfliche Kälte, Verläugnenlassen u. s. w., dahin gebracht werden müßte, unser Haus nicht mehr zu besuchen. Ich erschrack tödtlich; die Mutter schüttelte den Kopf, sie war nicht dahin zu bewegen, ihre Einwilligung zu dem Einen oder Andern zu geben. Sie hielt das erste für gefährlich, weil gerade dadurch etwas zur Sprache kommen müßte, was am besten mit ewigem Stillschweigen übergangen würde, das zweyte für höchst unzart. Die Tante widersprach, ich war unvermögend mit zu reden, mein Herz war bis zum Zerspringen voll; Ehrharts Bild in seinem Schmerz, mit seinen starren erloschenen Blicken stand vor mir. Er hatte mir noch nie so unglücklich, so mitleidswerth, so liebenswürdig geschienen.

Der Mutter Weigerung drang endlich durch, sie erklärte bestimmt, daß sie in einen so auffallenden Schritt nie willigen würde, und nun suchte die Tante auf Umwegen zu erhalten, was sie nicht geradezu durchsetzen konnte. Schon zweymahl veranlaßte sie mich, mit ihr auszugehn, wenn sie vermuthete, daß Ehrhart kommen würde; und so geschah es auch. An den Abenden, wo er uns zuweilen allein traf, wußte sie es

zu veranstalten, daß fremder Besuch da war; kurz, es ward ihm beynahe unmöglich gemacht, mich zu sehen oder zu sprechen, ich will nicht sagen allein, sondern auch nur in Gesellschaft, wie sonst geschehen war, wenn er sich unbefangen des Stuhls neben mir bemächtigte, den halben Abend nicht wieder aufstand, und immer so viel Angelegentliches mit mir zu reden hatte.

Das fühlte er nun sehr, er war tief betrübt, er sprach kaum mit Jemand, mit mir gar nicht; denn die conventionellen Floskeln gleichgültiger Gesellschaftsgespräche mit mir zu wechseln, ist ihm, ich weiß es, unerträglich. Aber ein unendlicher Schmerz, ich fürchte zu sagen, eine Art Verzweifelung, spricht aus seinen Zügen. Ich konnte ihn beynahe nicht mehr ohne Thränen ansehn, und in diesem Gefühl des Mitleids, der Selbstanklage riß mich der heiße Wunsch, ihm etwas Freundliches zu erweisen, gestern zu einer Unbesonnenheit hin. Ach warum quälen sie mich auch so, und zwingen mich gleichsam zu falschen Schritten, die ich hinterher bereuen muß!

Gestern Abends waren mehrere Personen bey meiner Mutter, auch Dorval, und es kam

die Rede auf einige Kupferstiche, die in der Tante Zimmer lagen. Ich ging, sie zu hohlen, und wie ich damit zurück komme, begegne ich im Vorsaale Ehrhart, der so eben eintritt. Er macht mir stumm ein fremdes, scheues Compliment. Ich trete auf ihn zu, er sieht mich mit unbeschreiblichem Blicke an, mir war so wehmüthig zu Sinn, ich ergreife seine Hand. Was ist Ihnen, lieber Ehrhart? sage ich thörichter Weise: Was haben Sie? Sie sind seit einigen Tagen so trübe? Er sieht mich an, seine Augen stehn voll Wasser, aber er kann nicht reden. Emilie! Emilie! ist alles, was er herausbringt. Lieber Ehrhart! erwiederte ich, und — Gott weiß, was in meiner Stimme gelegen haben muß — er stürzt mir zu Füßen, und birgt schluchzend sein Gesicht in meine Kleider. Ich war heftig erschrocken, ich beuge mich nieder, will ihn aufheben. In dem Augenblick höre ich gehen. Fort! rief ich: Um Gotteswillen, fort! Man kömmt! Er springt auf — in dem Moment öffnet Dorval, dem ich vermuthlich zu lange weggeblieben, die Thüre des Gesellschaftszimmers. Ehrhart schießt einen furchtbaren Blick auf ihn, und stürzt fort gegen die Treppe hinaus.

Was war das? sagte Dorval, indem er sich mir näherte: Ehrhart bey Ihnen? Und warum entfernt er sich so schnell?

Ich erstarrte. Ein eiskalter Schauer rieselte durch mich hin.

Wollen Sie wohl so gütig seyn, mir zu antworten, mein Fräulein?

Ich war in der schrecklichsten Verlegenheit. Lügen ist meiner Natur zuwider, und die Wahrheit konnte ich doch nicht sagen; ich stotterte etwas von Ehrharts Verstimmung und von seinem stürmischen Forteilen, wie er mich erblickte. Dorval sah mich scharf an, eine sehr bittere Empfindung spiegelte sich in seinen Zügen. Er nahm alles, was ich sagte, mit einer höflichen aber ungläubigen Kälte auf; ich wollte einlenken verbessern, Dorval that einige schneidende Fragen, die mein ganzes Gewebe von Ausflüchten mitten durch rissen.

Wo bleibst du denn so lange? schallte jetzt die Stimme meiner Tante. Ach Ihr seyd beysammen? sagte sie lächelnd: ja darum mußten wir so lange auf die Blätter warten. Sie näherte sich mir, um sie mir aus der Hand zu nehmen. Wie sie mich und Dorval ansah, stockte ihr Scherz; sie merkte wohl, daß hier nicht

Alles stand, wie es sollte. Schweigend wandte sie sich um, ich folgte ihr auf der Stelle. Dorval blieb im Vorsaal, und kam nicht, und kam ewig nicht. Mir fiel tausenderley Schreckendes ein, er konnte ja wohl Ehrhart noch zu meinen Füßen gesehen haben, er konnte ihm nachgeeilt seyn, ihn zur Rechenschaft gezogen haben, vielleicht — o mein Gott! was ketteten sich für Vermuthungen an dieß Vielleicht! Ich hüthete die Thüre mit meinen Augen. Ach seit ich Braut bin, erinnere ich mich nicht, Dorval mit so viel Ungeduld erwartet zu haben! Auch die Tante schien verlegen; endlich rief sie mich bey Seite, und fragte mich, was es zwischen uns gegeben. Ich sagte ihr Einiges; ihr die ganze Scene mit Ehrhart zu erzählen, hätte mir die Kehle zugeschnürt. Sie wurde sehr böse und schalt meine verderbliche Coquetterie; dann ging sie hinaus, um nach Dorval zu sehen. Er war wirklich fort, und kam den ganzen Abend nicht wieder.

Als die Besuche fort waren, mußte ich noch eine große Strafpredigt von der Tante anhören; aber über meine Furcht wegen eines Duells lachte sie mich geradezu aus. Ihre Gründe beruhigten mich zwar, aber sie erfreuten mich

nicht, und sonderbar, sie verstimmten mich in Etwas gegen Dorval, für den ich mit Angst, aber doch mit Lust gezittert hatte. — — Bin ich nicht thöricht! Bin ich nicht unausstehlich?

Wie gesagt, liebe Friderike, es geht nicht! Ich kann mich nicht mitten zwischen diesen streitenden Forderungen und Rücksichten durchfinden. Ich will ja, Gott weiß es, Dorval nicht zu nahe treten, aber ich kann den armen Ehrhart nicht so trostlos verzweifeln lassen. Denn welche Schuld hat der Unglückliche gegen mich? Sie sollen auch menschlich seyn, und Menschliches von mir fordern, oder sie sollen in des Himmels Nahmen mit einem raschen Schnitt den verworrenen Knoten zerschneiden, den sachte zu lösen, mir es nun einmahl entweder an Klugheit — oder an Härte fehlt.

Dieselbe an dieselbe.

Den 29. Juny.

Da sitze ich, noch ganz betäubt von den verwirrenden Ereignissen der letzten Tage, weinend, unfähig zu fassen, wie es eigentlich gekommen, und was aus mir werden soll? Was

wirst du sagen, wenn du liesest: Dorval hat sich von mir losgesagt, unsere Verbindung ist aufgehoben, und er geht heut Abends nach Italien ab, wo er wenigstens ein Jahr zu bleiben gedenkt!

Niemand, Niemand versteht mich, nur die Mutter hat Mitleid mit mir; aber sie kann mir nicht helfen. Die Tante zürnt, Dorval hat mich verlassen, und Ehrhart faßt jetzt unbesonnene Hoffnungen, und gibt sich gleich darauf der Verzweifelung hin. Ach Gott! Was hat sich Alles verändert in der kurzen Zeit von drey Wochen!

Ich weiß nicht mehr bestimmt, was ich dir in meinem letzten Briefe geschrieben. Mein Kopf ist zu verwirrt. Nach jenem unseligen Abend, wo mich Dorval im Gespräche mit Ehrhart überrascht hatte, sah ich durch zwey Tage weder den Einen noch den Andern. Es kränkte mich, aber es gab so viele Ursachen, das Wegbleiben von beyden Seiten zu erklären, daß es mich nicht befremden konnte. Endlich am dritten saß ich eben am Klavier, und versuchte es, durch Klänge die trüben Gedanken, welche mich unabläßig verfolgten, für einige Zeit zu zerstreuen, als Dorval zu mir eintrat. Auf dem ernsten Gesicht, in dem scharf gespannten Bli-

cken, las ich mein Gericht, noch ehe er sprach, und bereitete mich, gerechten Tadel mit Sanftmuth anzuhören, Unbilliges aber, wie es die Tante mir oft vorwirft, durchaus nicht zu dulden. Er nahm einen Stuhl, setzte sich zu mir, und fing damit an, daß es ihm sehr leid thäte, wenn er mir jetzt etwas sagen müßte, was mich kränken könnte, er bäthe mich im Voraus, an seinen besten Willen, an seine Liebe zu glauben, und versichert zu seyn, daß nur die Sorge für mein Glück, ohne welches das seinige nicht bestehen könne, ihn dazu vermögen kann, u. s. w. Es waren die gewöhnlichen Redensarten, der soave liquor, womit, wie Tasso sagt, der Rand des Glases bestrichen wird, in welchem wir dem kranken Kinde den succo amaro zu trinken geben. Mir wurde ganz eiskalt dabey, und ich antwortete wenig oder nichts.

Hierauf kam er nun auf das Thema — auf Ehrhart und sein Benehmen gegen mich. Die neuliche sonderbare Begegnung — zum Glück hatte er den Fußfall doch nicht gesehn — gab die schickliche Einleitung, und er sagte mir, es sey ganz unzweifelhaft, daß der junge Mensch eine Leidenschaft für mich nähre, die zwar überhaupt sehr begreiflich und sehr verzeihlich sey;

(wieder ein Bißchen vom soave liquor) aber gegen eine Verlobte, gegen das bis jetzt anerkannte Eigenthum eines Andern, wenigstens keine Achtung verdiene, da sie, auf's gelindeste betrachtet, ein Beweis großer Schwäche und Nachgiebigkeit gegen erste Eindrücke sey. Hierauf folgten eine Menge freundliche Entschuldigungen für den armen Ehrhart, die von der wenigen Weltkenntniß des jungen Menschen, seinen kindlichen, beynahe kindischen Gefühlen, und seinem noch unausgebildetem Charakter hergenommen waren, die mir aber alle tief und spitz in's Herz griffen, und es auf's Unangenehmste aufregten, besonders da ein ganz eigener Ton auf die unterstrichenen Worte gelegt wurde. Ich ließ ihn reden. Ich hätte Vieles dagegen sagen können, aber es widersetzte sich etwas in meinem Innersten, wie ein stiller Trotz. Endlich kam die Reihe an mein Betragen. Ich wurde gefragt, ob Ehrharts Liebe Eindruck auf mich gemacht habe? ob dieser nicht geeignet wäre, Dorvals lebhafteste Besorgnisse aufzuregen, und ihn für mein künftiges Glück an seiner Seite fürchten zu machen? und ob ich auch dann wohl bey ihm jene Befriedigung aller Bedürfnisse meines Geistes und

Herzens finden würde, die nach seiner Überzeugung zum Glück einer guten Ehe nothwendig wären? Bey diesen Worten erweichten sich doch seine strengen Züge, und der beynahe scharfe Ton seiner Rede milderte sich. Das ergriff mich, ich fühlte, daß Dorval edel empfand und handelte, es lag etwas Achtung gebiethendes in seinem Benehmen, mein Gefühl wurde erregt, ich erkannte meine Schuld. Ehrharts Bild schwand im Schatten zurück vor dem männlichen Ernste, der hohen Geisteswürde meines ältern Freundes. Ich betheuerte ihm, und, weiß Gott, damahls mit voller Seele, daß ich nichts als Wohlwollen und höchstens jetzt einiges Mitleid für Ehrhart fühlte, daß ich zwar gestände, mich ungeschickt benommen zu haben, und bereit wäre, meinen Fehler gut zu machen, wenn man mir einen anständigen und passenden Weg dazu zeigen würde. Ich hatte hierbey der Tante harte und unausführbare Mittel in Gedanken. Sonderbar! Diese offne herzliche Erklärung wirkte nicht so, wie ich gehofft hatte. Dorval nahm sie freundlich auf, aber er blieb in seiner Unzugänglichkeit, er war, so schien es, von meiner Aufrichtigkeit nicht recht überzeugt. Das erkältete auch mich wieder. Unser Gespräch

war zu Ende, und es war für unseren Zweck wenig oder nichts gethan! Doch ich glaube, ich würde mich zurecht gefunden, ich würde auf den halb verlassenen Weg wieder eingelenkt haben, und Alles wäre still und ruhig in sein gutes Geleise gekommen, wenn man mich nur hätte gehen, wenn man mein Gefühl nach seiner natürlichen Richtung hätte walten lassen, und nicht fremde Einwirkungen mich gewaltsam aus meiner Bahn gedrängt hätten.

Bald nach jener Unterredung mit Dorval, hatte eine mit der Tante Statt, und diese trieb mich dann auf ein Äußerstes, von welchem die gänzliche Rückkehr in's Alte unmöglich war. War ihr in meiner Erklärung von dem neulichen Vorfall etwas unbefriedigend gewesen? Hatte sie nachgeforscht? Hatte sie mit Dorval gesprochen? Gott weiß es! Genug, sie nahm mich vor der Mutter noch einmahl scharf in's Examen, und forderte mich wie zu einem pflichtmäßigen Geständniß auf, ihr und der Mutter zu berichten, was zwischen mir und Ehrhart an jenem Abend im Vorsaal vorgefallen. Zum Läugnen war ich zu stolz, auch glaubte ich meiner Mutter volle Offenherzigkeit schuldig zu seyn; so gestand ich Alles, und nun schienen die

Ansichten der Tante plötzlich verändert. Sie sagte mir geradezu, daß ich Ehrhart liebte, und mich eine Empfindung zu ihm ziehen müße, die mit meiner Pflicht gegen Dorval durchaus unverträglich sey; ich solle mich also bedenken, und alles Ernstes überlegen, ob bey dieser Stellung meines Herzens gegen Ehrhart meine Verbindung mit Dorval noch fort bestehen könne. Ich erschrack über diese Äußerung, denn ich fühlte daß ich Dorval recht herzlich liebte und achtete; ich bath die Tante weinend, dieß harte Wort nicht mehr auszusprechen. Sie gab mir selbst zu bedenken, ob wohl mein Herz in der ruhigen ungetheilten Fassung wäre, die der Braut eines geliebten und liebenden Mannes zieme? ob Ehrhart nicht in manchen Dingen Dorvaln in meiner Erinnerung verdunkele? Sie stieg, ich kann es wohl sagen, in alle Tiefen meines Herzens hinab, und entwickelte mir Dinge, über die ich erschrack, und endlich zu begreifen anfing, daß mir Ehrhart mehr geworden war, als er sollte. Die Tante drang nun darauf, daß ich selbst meinen Entschluß fassen, und meiner Verbindung mit Dorval, oder Ehrharts fernerem Umgange entsagen, und mein Herz wieder in die gehörige Verfassung setzen sollte.

Beydes kam mir schrecklich vor; ich konnte den Gedanken, Dorvaln zu entsagen, nicht fassen, und Ehrharts Gestalt, wie er mit starrem trüben Blick sein Todesurtheil anhörte — denn das mußte nach seinen Gefühlen, wie selbst die Tante zugestand, jene Erklärung, uns nicht mehr zu sehn, für ihn seyn — stand in aller seiner Lebendigkeit vor mir. Ich war zerrissen, zerspaltet; ich konnte keinen Entschluß fassen, aber nicht ohne Angst bemerkte ich, welche Gewalt der Gedanke an Ehrharts Schmerz über mich hatte. Die Mutter begriff mich, sie meinte, wir wollten noch zusehen, warten; sie sah die Sache weder für so dringend noch so gefährlich an, die Tante schien endlich nachzugeben, und ich fühlte mich in Etwas beruhigt.

So blieb es bis zum dritten Tag, wo ich nicht ohne banges Herzklopfen Ehrharts Besuch erwartete, der mir eine Zeichnung zum copiren versprochen hatte. Er kam nicht. Das war noch nie geschehen, noch nie hatte er eine Gelegenheit mich zu sehen außer Acht gelassen; in der Lage aber, in welcher sich mein Gemüth damahls befand, schreckte mich alles Ungewöhnliche ängstlich auf, und tausend quälende Vorstellungen liefen mir durch den Sinn. Abends kam Dor-

val. Er war in sich gekehrt, und seine finstere Laune sprach sich, wie schon öfters, in unzufriednem Tadel über die Verkehrtheit der Menschen aus. Mir begegnete er höflich, aber mancher Pfeil versteckter Rüge fuhr doch aus seinen Redensarten in mein Herz, und rief, indem er mich an die von der Tante vorgeschlagene Wahl erinnerte, mich zu einem Vergleich auf — zu einem Vergleich, der — ach, wirst du mich nicht leichtsinnig schelten? — der beynahe zu Ehrharts Gunsten ausfiel. Mich fing Dorvals Betragen zu ärgern an, ich widersprach ihm öfter, als ich sonst wohl gethan haben würde; denn ich war gereizt, und eine getäuschte Erwartung trug ebenfalls das ihrige zu meiner Verstimmung bey. Ich hatte sicher darauf gerechnet, Ehrhart am Abend zu sehen, da er Vormittag seinem Versprechen untreu geworden war, ich hatte gehofft, er würde sich entschuldigen, ich hatte mich auf ihn gefreut, mein verletztes Gemüth sollte am wohlthätigen Hauch seiner kindlich warmen Neigung heilen. Er kam wieder nicht. Meine Augen hingen an der Thüre, allerley gleichgültige Menschen traten ein. — Er erschien nicht!

Auf diese Art vergingen mehrere Tage, bin-

nen welchen ich mit der ängstlichsten Spannung Ehrhart zu sehen erwartete, und mit großer Bestürzung an der Sehnsucht, an der quälenden Sorge um ihn, an den tausenderley Vorstellungen von Krankheit, Entfernung, Erbitterung gegen mich, erkannte, wie theuer, wie unentbehrlich zu meiner Zufriedenheit er mir geworden war.

Am Schluße der Woche war ich zu Mühlberg gebethen; Mutter und Tante waren anderswo bey einer Spielparthie versagt. Ich wäre wohl am liebsten allein zu Hause geblieben, das Reden und Treiben der Menschen wirkt so störend auf mich, wenn ich verstimmt bin; aber ich hatte diese Einladung schon ein Paarmahl ausgeschlagen, und mußte nun wohl gehn. Doch hatte ich Herz und Kopf voll Gedanken, und mochte eine schlechte Gesellschafterinn seyn. Gegen neun Uhr, als es schon dunkelte, trat Mühlbergs Bedienter ein, um mir leise zu sagen, es sey Jemand da, der mir etwas von Herrn Dorval zu melden habe. Ich erschrack. Mein Gott, was konnte das wieder seyn! Ein neuer Verdruß vielleicht. So ging ich zögernd. Der Mensch, hieß es, warte vor der Thüre der Wohnung. Ich trete hinaus. — Gerechter Gott!

Es war Ehrhart, und so tief es schon dämmerte, erschrack ich doch über die Blässe über die Verstörung seines Gesichts.

Was ist das? Was wollen Sie?

Sie sehen! rief er mit schmerzlichem Ton: Sie noch einmahl sehen, und dann fort, fort!

Fort? sagte ich, und fühlte, wie ein eiskalter Schauer mich durchrieselte. Mir erstarb das Wort auf der Zunge, ich konnte nicht fragen: Wohin?

Er stand eine Weile wie im Anschaun meiner Gestalt verloren, seine Brust arbeitete, unter den wildverworrenen Locken starrten mich seine erloschenen Augen an.

Aber warum denn? Und wohin denn? fragte ich endlich, und drängte gewaltsam die Thränen zurück, die bey dem Gedanken, ihn zu verlieren, hervorbrechen wollten.

»Es ist nothwendig, es ist Pflicht des redlichen Mannes, zu gehn, wenn unser Bleiben heilige Bande stört. Sie sind verlobt. — Ich — ich liebe Sie! — Ja, Sie müssen es wissen, diese unglückliche Stunde entreißt mir das Geständniß; ja, ich liebe Sie; ich habe nie eine Andere geliebt, ich werde nie eine Andere lieben, wie Sie.« — Aber Sie gehören Dorval, fuhr

er fort, und seine Stimme wurde immer dumpfer, und seine Hand, mit der er die meine hielt, zitterte immer fühlbarer: Ich muß hinweg. Ihre Tante hat mir die Augen geöffnet, es ist Pflicht. Seyen Sie glücklich! Leben Sie wohl! Er sagte das letzte kaum hörbar, ein unendlicher Schmerz drückte sich in seiner ganzen Haltung aus. Mich überwältigte mein Gefühl. Tadle mich, ich verdiene es, aber verurtheile mich nicht! Und Sie können mich verlassen? rief ich aus. Er sah mich an, eine plötzliche Verwandlung ging in seinem Wesen vor. Emilie! Emilie! rief er und breitete die Arme aus. Kopflos, hingerissen sank ich an seine Brust. Da erschallten Tritte auf der Treppe, ich riß mich los. Alles Unschickliche, Gefährliche meiner Lage stand schreckend vor mir. Lassen Sie mich, rief ich, ich muß fort! Wann sehn wir uns wieder? sagte er schmerzlich. »Kommen Sie morgen.« Ich kann nicht, ich werde Ihr Haus nicht wieder betreten. »Wie soll ich das verstehen?« Die Tante wünscht es. »Ha, das ist zu viel! Hinter meinem Rücken! Man behandelt mich wie ein Kind!« Ich komme um acht Uhr in die Augustinerkirche. Seyn Sie dort! Mit diesen Worte , ein Chaos von Gefühlen, Freu-

de und Angst, Zorn und Liebe in der Brust, kehrte ich, nachdem ich mich einige Augenblicke im Vorzimmer gesammelt hatte, zur Gesellschaft zurück, wo zum Glück Niemand einigen Verdacht schöpfen konnte, da ich im Ganzen nur einige Minuten ausgeblieben war, und eine ziemlich wahrscheinliche Ursache meines Hinausrufens erzählte.

Erst zu Hause, in der Einsamkeit der Nacht fingen die verworrenen Bilder und Empfindungen an, sich zu sondern und zu ordnen. Was hatte ich gethan! Ich hatte Ehrharts Geständniß angehört, angenommen, ich hatte es zum Theil erwiedert; ja ich war in meiner Kopflosigkeit und im Gefühle eines überwallenden Mitleids so weit gegangen, ihm ein Rendezvous zu geben! Ich kannte sein Gemüth, ich wußte, welche Wirkung das auf ihn machen, welche Hoffnungen, welche Gluthen es anfachen mußte. Ich beschloß, nicht in die Kirche zu kommen. — So sollte ich ihn vergebens warten lassen? Und seine Leidenschaftlichkeit? Seine ungestüme Hitze? Es konnte das Schlimmste erfolgen. — Ein Paarmahl fiel mir ein, mich meiner Mutter zu entdecken, ihren Rath in dieser schwierigen Sache, in welcher ich mir allein

nicht zu helfen wußte, anzuflehen. Die Betrachtung, wie sehr sie ihre Schwester liebt, wie sie nichts vor ihr zu verbergen im Stande ist, hielt mich ab. Doch bildete sich nach und nach der Entschluß, nicht zu den Augustinern zu gehn, aus, dafür aber, um den Unglücklichen nicht ganz in Verzweifelung zu stürzen, und zugleich, um ihm zu sagen, daß ich mich übereilt, daß eine solche Art, uns zu sehn, nie Statt haben könne, ihm durch unsern gemeinschaftlichen Guitarremeister, unter dem Vorwand, ihn um Musikalien zu bitten, zu schreiben.

Als ich den Brief abgesendet hatte, fühlte ich mich ruhiger, und das Gefühl, recht gehandelt zu haben, gab mir die nöthige Fassung, den kommenden Dingen entgegen zu sehen.

Am folgenden Tag brachte mir der Guitarremeister mit einer Rolle Musikalien ein Blatt von Ehrhart. Nein! Das war nicht mit einer menschlichen Feder, es war mit dem Pfeile der Liebe, in Gluth und Feuer getaucht, geschrieben. Dieses Entzücken, und diese Verzweifelung! Dieser Sturm, und diese kindliche Hingebung in meinen Willen! Er war zu allem bereit, was ich heischte, was ich ihm auferlegen würde; aber nur sehen, nur sehen sollte er mich

dürfen, wenn er mich auch nicht sprechen könnte, und darum sollte ich ihm versprechen, wenigstens zuweilen in's Theater oder auf die Promenade zu kommen, er würde meiner harren, er würde stundenlang dort verweilen, um mich auch nur auf einen Augenblick zu sehen, und sich unbeschreiblich glücklich fühlen, wenn ihm ein Blick von mir sagen würde, ich sey ihm gut, es sey meine Lage, und nicht mein Herz, was mich von ihm entferne. Ich las den Brief wohl dreymahl durch, und verglich ihn mit Dorvals kühlen Schreiben von seiner letzten Reise nach L.., die mehr unterrichtende Beschreibungen als Spuren zärtlicher Sehnsucht enthielten.

Zwischen diesem und mir schleppte sich das gestörte Verhältniß mühsam fort. Es schien, als halte er nach dem Vorfall im Speisesaale, oder vielmehr nach dem Gespräch, welches er darüber mit mir gehabt, jede weitere Erklärung für überflüßig, oder unter seiner Würde, und erwarte vielleicht, daß ich einen annähernden Schritt thun würde. Ach Gott! Es wäre wohl vielleicht auch an mir gewesen, dieses zu versuchen! Manchmahl, wenn ich mir Dorvals Trefflichkeit, seine Liebe, den Vorzug, den er mir

durch seine Wahl vor allen andern Mädchen gegeben, recht lebhaft vorstellte, drängte es mich, das gestörte Verhältniß wieder hergestellt zu sehn, und wenigstens von meiner Seite zu thun, was ich vermöchte. Aber dann stand die Erinnerung an Ehrhart mit entgegen. Ich empfand mit innerer Beschämung, daß der Jüngling mir schon mehr geworden war, als ich vor meinem Gewissen rechtfertigen konnte, der Inhalt meiner Träume, der Begleiter meiner einsamen Stunden; dann fiel es mir schreckend auf's Herz, daß ich nicht mehr so gegen Dorval empfand, wie vor zwey Monathen, daß, wenn ich Schritte gegen ihn thun, und unsere gestörte Verbindung wieder hergestellt werden sollte, Aufrichtigkeit meine erste Pflicht, und gänzliche Trennung von Ehrhart, auch in Gedanken und Wünschen, die erste Folge seyn würde. Mir graute vor dem Gedanken, das Bekenntniß meiner Schwäche einem so strengen Richter, wie Dorval, abzulegen. Ich zitterte vor dem Bild der Verzweifelung Ehrharts, und ich wußte doch am Ende nicht, wie Dorval die Reuige aufnehmen, und ob sich das verletzte Verhältniß je wieder befriedigend knüpfen lassen würde? So schwankte ich zwischen Wollen und

Nichtwollen, und einige Tage gingen abermahls hin, ohne daß etwas Entscheidendes geschehen wäre.

Unterdessen hatte ich Ehrhart bald auf der Promenade, bald im Theater von fern gesehen, und dieß Sehen, bey dieser Entfremdung, bey dieser Unmöglichkeit, sich zu sprechen, machte ein jedes solches Zusammentreffen mehr peinlich als süß. Unglücklicher — oder soll ich sagen, glücklicher? — Weise fügte es der Zufall, daß in der Menschenmenge, die sich mit uns zugleich aus dem Theater drängte, Ehrhart ganz nahe an die Mutter zu stehen kam, und sie, die schon öfters nach ihm gefragt, und von der Tante die Auskunft erhalten hatte, daß er sehr fleißig auf der ***schen Gallerie mahle, und die Künstler alle ihren Raptus hätten, grüßte ihn freundlich, und fragte ihn, warum er sich so lange nicht sehen hätte lassen? Er starrte sie an, eine dunkle Röthe ergoß sich über sein Gesicht, und mit bebender Stimme sagte er: Darf ich? Darf ich denn? Warum sollten Sie nicht dürfen? antwortete die Mutter verwundert aber freundlich: Sie sind uns immer willkommen gewesen. Ich darf! rief er beynahe jauchzend, und vergessend wo er war: Ich komme morgen! Morgen,

sagte er, und wandte sich zu mir, morgen sehe und spreche ich Sie, mein Fräulein! Er war außer sich, ich fürchtete einen Auftritt, und eilte mich ihm im Gedränge zu entziehen, nicht ohne die lebhafteste Besorgniß, was aus dieser Verwirrung werden würde. Im nach Hause gehen sprach die Mutter über Ehrharts wunderliche Art, ihre Anfrage aufzunehmen, mit mir. O wie drängte mich mein Herz, der gütigen theuern Mutter Alles zu sagen! Wie bereute ich, es nicht früher gethan zu haben! Jetzt lag schon so Viel, so Störendes dazwischen; die Rolle der Unwissenden, die ich einmahl übernommen, mußte fort gespielt werden. Ich schien mich mit ihr zu wundern, heimlich blutete mein Herz, und ich verwünschte die unselige Verkettung der Umstände, die mich zu dieser Falschheit zwang.

Gleich den nächsten Vormittag kam Ehrhart. Ich fühlte mich verlegen; aber er war so rücksichtslos glücklich, daß ich nicht wußte, ob ich mich seiner Liebe freuen, oder über unsere gemeinsame Lage trauern sollte. Bald nach ihm trat die Tante ein, ich sah Befremdung und Unmuth auf ihrem Gesichte. Sie grüßte Ehrhart kalt, beynahe unartig. Das Gespräch ging nicht

von der Stelle, wir fühlten uns Alle gedrückt. Ehrharts schönes Feuer, mit dem er sich mir wieder genaht hatte, erlosch unter diesem eisigen Hauch, er ging bald, und nun brach das Gewitter los. Tante und Mutter erklärten sich über das Mißverständniß; diese äußerte ihre Empfindlichkeit darüber, daß jene sich erlaubt hatte, einem ihrer Bekannten hinter ihrem Rücken ihr Haus zu verbiethen; die Tante vertheidigte ihren Schritt als etwas höchst Nothwendiges für die Ruhe meines Herzens, und mein künftiges Glück. Sie schilderte mit lebhaften Zügen das Unglück einer unrechtmäßigen Leidenschaft in der Brust einer Verlobten, oder wohl gar einer Frau, daß mein Herz heftig klopfte, Ehrharts Bild in den verführerischesten Farben vor mich trat, eine unnennbare Angst mich ergriff, und ich endlich der Mutter zu Füßen stürzte, und ihr Alles gestand, was ich, von heimlichen Schritten gedrungen, und von allen Seiten eingeengt, zu thun gezwungen gewesen. Sie erschrack, die Tante loderte in Zorn auf. Ich bestand darauf, daß ich nicht anders hatte können, daß ich nur gegen meine Mutter gefehlt, nur von ihr Vergebung zu erflehen hätte, erboth mich, mich jeder Strafe, je-

der Strenge, die sie mir für meine nothgedrungene Falschheit aufzulegen für gut finden würde, willig zu unterwerfen, und bath sie nur, mir ihre Liebe nicht zu entziehen. Es war ein heftiger und doch schöner Auftritt. Die Mutter brach in Thränen aus, sie schien die Unerläßlichkeit der Schritte, zu denen die Umstände mich forgedrängt, zu begreifen, sie gab mir einen ernsten Verweis, aber sie glaubte mir. Nicht so die Tante, und wir schieden verstimmt, ich mag wohl sagen erbittert, auseinander.

Ein Paar Stunden darauf ließ die Mutter mich rufen. Ich fand sie bewegt, ernst, aber mild. Sie sprach mit mir über meine Empfindungen gegen Dorval und Ehrhart; sie ließ mich die Gefahr sehn, wenn ich einem Manne meine Hand gäbe, gegen den ich bloß Achtung hegte, während mein Herz einem Andern gehörte, oder wenn ich Ehrhart nicht wirklich liebte, mein Glück an der Seite eines trefflichen Mannes zu verscherzen, indem ich Dorvaln durch ein unbesonnenes Betragen Grund zum Mißtrauen und vielleicht zur Trennung gäbe. Ich erkannte die Wahrheit dieser Behauptungen; aber was die Tante am Morgen gesagt hatte, und die Betrachtung, wie sehr ich Ehr=

hart für seine rücksichtslose Liebe verpflichtet war, hatten mich aufgeschreckt. Ich sagte meiner Mutter, ich wäre nicht im Stande, wenigstens nicht gleich jetzt, einen Entschluß zu fassen, mein Gefühl sey getheilt, ich könne mich nicht mit dem Gedanken befreunden, mich von Dorvaln getrennt zu sehn, und ich vermöchte es doch auch nicht, so ohne weiters den Stab über einen Unglücklichen zu brechen, dessen ganzes Vergehen seine Jugend und seine Liebe für mich seye. Die Mutter wich zuletzt meiner Ansicht, und gestattete mir, was ich allein gewünscht hatte, Frist, um mich zu sammeln, und Licht und Ordnung in meinen zerrütteten Geist zu bringen. Die gute Mutter! Sie meinte es so aufrichtig, so beglückend mit mir! Ach, daß man ihr stilles Walten nicht gestört hätte! Ich würde meine bessere Besinnung, und mich selbst wieder zurecht gefunden haben. Aber das wollte man nicht, man stürmte, man drohte in mich hinein, bis endlich die unselige Katastrophe da war.

Am andern Tage erhielt ich einen langen Brief von der Tante, worin sie sehr liebevoll, aber sehr ernst mir Alles, was ich gegen Dorval und die Mutter gefehlt, auseinander setzte,

und mich dringend aufforderte, einen Entschluß zu fassen. Dorval leide zu viel unter diesem Schwanken, es sey meine Pflicht, mich offen und entscheidend über meine Gefühle in Rücksicht seiner zu erklären. Sie erkenne es, und auch ich würde es zugeben müssen, daß an eine Verbindung mit einem Menschen, wie Ehrhart, der ein und zwanzig Jahre, ohne Vermögen, ohne Beruf, ohne Standpunct in der Welt, ja selbst ohne ausgebildeten Character sey, nicht zu denken wäre. Von einer Wahl könne also nicht die Rede seyn; aber eben darum sey ich desto straffälliger, wenn ich einen Umgang, der nun einmahl zu nichts als dem gegenseitigen Unglück mehrerer guten Menschen führen könnte, fortsetzen, in des unbesonnenen Jünglings Brust thörichte Hoffnungen nähren und einen edlen Mann, der mich mit seiner Liebe ehre, noch länger auf eine schmerzliche und kränkende Weise hinhalten wollte. Sie bestünde daher auf ihrer Forderung, deren Nothwendigkeit mir einleuchten müsse, mich bestimmt und bald zu erklären.

Der Brief reizte mich unbeschreiblich auf. Was hieß dieß anders, als: Ich sollte auf der Stelle, ohne weitere Prüfung, ohne ein län=

geres Zurathegehn mit mir selbst — was doch höchst nothwendig, ja Gewissenssache war — mich entscheiden, ob ich Dorvals Frau werden wollte oder nicht, Ehrhart aber auf jeden Fall, die Entscheidung wegen meiner Heirath möge bejahend oder verneinend ausfallen, ohne Schonung verbannen? Das Alles aber sollte nur darum geschehen, um dem verehrten Liebling Dorval jede trübe Stunde, jede längere Ungewißheit zu ersparen. Möchte ich darüber nun durch einen übereilten Entschluß vielleicht das Unglück meines Lebens machen, möchte Ehrharts Herz brechen — was liegt daran, wenn nur Dorval sobald als möglich aus einer peinlichen Stellung befreyt wird? Ich fühlte mich sehr bitter gestimmt, ich hatte Mühe, mich leidlich zur Ruhe zu sprechen, um nur die Mutter nicht zu sehr zu beängstigen, wenn ich mit ihr spräche, und ihre Liebe zu mir mit den Rücksichten, die sie nun einmahl für ihre Schwester hat, in harten Gegensatz käme. Ich war noch mit dieser Arbeit beschäftigt, als Dorval eintrat, der zu keiner ungünstigern Stunde hätte kommen können. Nach einer kurzen Einleitung kam er sogleich auf den Zweck seines Besuches, nähmlich von mir eine bestimmte Erörterung

über meine Stellung gegen Ehrhart, und meine Gesinnungen für ihn (Dorval) zu hohlen. Er benahm sich edel bey diesem Gespräche, ich kann es nicht anders sagen; ich fühlte auch im tiefsten Herzen, daß er vollkommenes Recht habe, so mit mir zu sprechen — aber was konnte ich thun? Noch vor zehn bis zwölf Tagen, ehe nähmlich der eingreifende Schritt der Tante Ehrharts verborgne Gluth zur leidenschaftlichen Flamme angefacht, und mich über meine Empfindungen gegen ihn ungewiß gemacht hatte, ehe mein — ich fühlte es wohl — unbesonnenes Betragen, eine unglückliche Hoffnung in ihm erregt hatte — damahls hätte ich zu Dorval sagen können: Es ist nichts, ich willige gern ein, daß Ehrhart auf eine schickliche Weise entfernt werde, und ich reiche Ihnen ohne weiteres Nachdenken meine Hand. Jetzt standen die Sachen anders. Mit Rechtlichkeit konnte ich nicht mehr sagen, daß Dorval allein in meinem Herzen herrsche, daß keine fremdartige Neigung neben meiner Liebe für ihn in mir aufgekeimt sey. Der unglückliche, treffliche Mensch! Er mußte doch gehofft haben, dieß von mir zu hören; denn als er nun lange in mich gedrungen, ich, so sehr ich konnte, eine

vollständige Erklärung vermieden, aber zuletzt von ihm beynahe gezwungen wurde, alles zu sagen, wie es im tiefsten Grunde meines Herzens stand, und was zwischen mir und Ehrhart vorgegangen — denn durfte ich wohl vor dem Manne, dem ich angehören sollte, ein Geheimniß solcher Art haben? — da, Friederike, sah ich ihn erbleichen, eine unbeschreibliche Bitterkeit zog sich um seine Lippen, er schwieg lange, dann sagte er: Ja, mein Fräulein, wenn die Sachen so stehn, erkenne ich wohl, daß ein Entschluß anderer Art gefaßt werden müsse, als den ich seit einigen glücklichen Monathen genährt hatte. Wir müssen uns trennen. — Nicht möglich! rief ich: Nein, Dorval, wir dürfen uns nicht trennen! Ich liebe Sie, ich kann den Gedanken nicht ertragen — —

Mein Fräulein! fiel er mit bitterm Lächeln den Kopf schüttelnd ein: Täuschen Sie sich nicht selbst, und versuchen Sie es nicht, auch mich in diese Wirbel aufgereizter, sich selbst mißverstehender Gefühle hineinzuziehen! Ich weiß, was ich zu wissen nöthig hatte, und mehr als dieß. Wir sind nicht für einander geschaffen. Das ist ein Unglück, aber weder i h r e Schuld, noch die meine. Leben Sie wohl! Er wollte

gehn, ich schlang meine Arme um ihn, ich bath ihn mir zu verzeihen, Geduld zu haben, ich würde mich finden, es würde Alles gut werden. Er wand sich sanft aus meinen Armen. Keine Betheurungen! Keine Übereilung, mein Fräulein! sagte er: Ihr weiches Gefühl, ihr Mitleid verführt Sie in dem Augenblick; aber dem Mitleid darf ich Ihre Hand nicht zu danken haben. Er riß sich los, und war fort. Ich stand versteinert; diese letzten Worte hatten mich ganz durchgekältet, er hatte mich durchaus mißverstanden. Das gab mir für den Augenblick eine gefaßtere Haltung. Ich ging zur Mutter und erzählte ihr Alles. Sie erschrack, aber sie tröstete mich mit der Hoffnung, daß Dorval sich eines Bessern besinnen, daß er wieder einlenken werde, wenn seine Liebe rechter Art sey; denn die könne ja nicht so leicht verlassen. Das war wohl wahr, aber ich fühlte wohl, es war ein schwerer Punct zu überwinden. Indessen warten, warten sollte er können.

Er konnte es nicht. Am folgenden Tage bekam ich mit einem artigen Billet alle meine Briefe, mein Porträt und einige kleine Andenken, die ich ihm gegeben, zurück. Ich war sehr niedergeschlagen, ich bin es noch; ich woll-

te ihm noch einmahl schreiben, die Mutter war dagegen. Sie ließ die Tante rufen, sprach mit ihr, und diese nahm es über sich, mit Dorval zu reden. Sie hatten nicht Eine, sondern mehrere lange Unterredungen; das Resultat blieb das alte, und Dorval unerschütterlich. Ja, er brachte auch die Tante, die früher über seinen Entschluß sehr betroffen, und entschlossen war, alles aufzubiethen, um ihn davon abzubringen, endlich zu seiner Ansicht hinüber. Nun ist auch sie gegen mich. Sie gibt mir alle Schuld, sie beklagt mein Unglück, einen solchen Mann zu verlieren, und macht mir das Herz erst recht schwer. Zuweilen freylich, wenn ich für mich nachdenke, oder mit der Mutter spreche, scheint es mir, als sey doch wirklich eine Liebe, die so schnell, so reuelos verläßt, nicht von der rechten Art, und mehr die Frucht der Überlegung als des Gefühls gewesen. Dann könnte ich ruhiger werden; aber dann kommt die Tante wieder, und wirft mir vor, ich hätte seinen Frieden zerstört, ihn unglücklich gemacht. O ich bin sehr betrübt und verwirrt!

Dieselbe an dieselbe.

Den 10. August.

Mein letzter Brief enthielt eine schmerzliche Trennung, deren Erschütterungen noch lange Zeit in mir nachbebten; nun habe ich dir eine zweyte zu melden. Ehrhart verläßt uns, ich werde ihn schwerlich je wieder sehen. Noch weiß ich kaum, wie mir geschieht, und wie ich dir melden soll, was diese letzten Wochen hier vorgegangen.

Dorvals Abreise war für unser Haus das Signal zum Unfrieden. Die Tante zürnte mir, und machte der Mutter Vorwürfe; bey dieser hielt die Liebe für ihr Kind, welches sie unter allen diesen verwirrenden Ereignissen leiden sah, der Rücksicht für ihre Schwester das Gleichgewicht. Sie nahm meine Parthie, es gab sehr unangenehme Auftritte, und das Schlimmste für mich war, daß ich mich selbst nicht recht verstand, daß ich zwar deutlich fühlte, ich habe Dorval nie geliebt, aber auch, was ich für Ehrhart empfand, war mir in manchen Augenblicken nicht befriedigend. Indessen hatte die Mutter liebevoll für mein Bestes gesorgt, sie hatte sich allenthalben, und ich glaube auch bey dei-

nem Manne, nach Ehrharts Familien- und Vermögensumständen erkundigt, und eine Menge Schritte gethan, von denen ich damahls kaum eine Ahnung hatte. Auch erlaubte sie ihm zu kommen, nur wußte sie es klug zu verhindern, daß es nicht zu oft geschah, daß er sich nicht auffallend betrug, und daß wir uns nicht viel allein sahen. Mit mir sprach sie oft von diesem Verhältniß, und suchte meine Gesinnungen zu erforschen. Ich öffnete ihr mein Herz ohne Rückhalt; ich schilderte ihr das Ideal, das ich mir von dem Manne entworfen, den ich innig lieben, an den ich mit allen meinen Wünschen und Kräften hängen könnte. Das war Dorval nicht gewesen; ob es Ehrhart seyn würde, wußte ich nicht. Eben die glühende Leidenschaft, die Hingabe seines ganzen Wesens an mich, das aus den Augen Verlieren aller übrigen Rücksichten und Beobachtungen, so schmeichelhaft es für mich war, wirkten zuweilen störend auf meine innere Überzeugung. Ich konnte Gustav innig gut seyn, seine Begeisterung riß mich hin; dann schien es mir wieder als müsse ein Mann höhere Zwecke des Lebens haben, als nur zu lieben, und überhaupt glaubte ich Mangel an Einheit und Festigkeit in seinem

Charakter zu finden. Er wünschte, ich sollte ihn lieben, wie er mich, ich sollte ihm Treue geloben, und versprechen, zu warten, bis er nach vier bis fünf Jahren von seinen Reisen zurückgekehrt, und als vollendeter Künstler im Stande seyn würde, mir die Hand zu biethen. Hierzu fühlte ich mir in dem Augenblick nicht Kraft genug. Ich sagte es ihm, so schonend ich konnte; er nahm meine Erklärung heftig auf, war erzürnt und warf mir Leichtsinn, Flatterhaftigkeit vor. Ich berief mich auf unsere kurze Bekanntschaft, die Wichtigkeit dieses Schrittes, die Pflichten gegen meine Mutter. Er schalt meine Äußerungen Kälte, Herzlosigkeit, schmollte mehrere Tage mit mir, und kam endlich vor Schmerz und Sehnsucht ganz außer sich wieder; denn er hatte es nicht mehr aushalten können, ohne mich zu sehen. Er war oft vor unserm Hause vorübergegangen, ich hatte nie am Fenster gestanden; er hatte mich auf der Promenade gesucht, ich war nicht dort gewesen. Er war wie verzweifelt. Mich rührte seine heftige Leidenschaft, sein Schmerz; ein Theil seines Feuers strömte in meine Brust hinüber, und so schieden wir sehr warm und innig aus einander. Am andern Tage wollte ich mit der

Mutter reden. Sie kam mir zuvor, indem sie mir recht liebevoll, aber recht ernst eröffnete, daß sie sich nun auf's genaueste nach allen Verhältnissen Gustavs erkundigt, und alles reiflich genug erwogen hätte, um den Ausspruch zu thun, daß aus dieser Verbindung nichts werden könnte, und daß es am besten wäre, wenn Ehrhart sich von hier entfernte. Das war ein Donnerschlag für mich nach dem gestrigen Abend, wo ich beynahe entschlossen war, mich ihm ganz zu ergeben! Ich brach in Thränen aus, und beschwor meine Mutter, uns nicht zu trennen, mich nicht zum zweytenmahl in so kurzer Zeit so herbem Schmerze preis zu geben. Gerade was du für dich anführst, mein Kind, erwiederte sie, beweist, daß du dich selbst nicht kennst, und für wahres Gefühl hältst, was nichts als Wirkung aufgereizter Einbildungskraft ist. Unmöglich hättest du Dorval und Ehrhart in Zeit von zwey Monathen so stark lieben können, um das Losreissen von ihnen als einen wahrhaft herben Schmerz zu fühlen. Ach, du weißt noch nicht, was herbe Schmerzen sind, und Gott bewahre dich dafür, und gebe gnädig, daß du nie einen stärkern zu fühlen habest, als den ich dir jetzt verursachen muß! Sie setzte

mir hierauf Gustavs Verhältnisse, die dir wohl bekannt sind, auseinander, sie schilderte mir die unglücklichen Folgen eines zu frühen Verlobnisses mit einem Menschen von noch ganz unbestimmtem Schicksal und Charakter, der erst noch alles werden müßte, was ich von dem Wesen, mit dem ich glücklich seyn könnte, fordern sollte. Kurz, sie sprach so wahr, so überzeugend, daß ich ihr, zwar unter tausend Thränen, doch am Ende Recht geben mußte. Nun verboth sie mir, der Tante etwas zu sagen, weil sie ihre Einmischung scheute, und beschloß, selbst mit Ehrhart zu sprechen. Sie ließ ihn bitten. Ach, der Unglückliche! Zu welcher ganz andern Unterredung hoffte er gerufen zu werden! Mit holder Güte, mit himmlischer Geduld setzte sie ihm alles auseinander, und suchte seinem stürmischen Gefühle zu begegnen. Er vermochte doch nicht, sie zu hören; wild stürzte er fort, drey Tage wußten wir nichts von ihm, ich brachte sie in der schrecklichsten Angst zu — ich sah ihn todt, von seiner eigenen Hand — ertrunken, erschossen! O mein Gott, was waren das für drey Tage!

Am vierten kam er in seine Wohnung zurück. Ein Unbekannter von anständigem Ansehn

begleitete ihn, der ihn seitdem fleißig besucht; er soll ein Italienischer Graf seyn, der diese Tage noch in sein Vaterland zurückkehrt, und den jungen Mahler mit sich nimmt. So hat der Himmel doch gnädig für den Unglücklichen gesorgt, und ihm in seinen trübsten Stunden einen Freund zugeführt!

Einmahl noch habe ich ihn gesehn. Es war unsere letzte traurige Zusammenkunft. Er hatte sichs schriftlich von der Mutter erbethen, und sie hatte es unter der Bedingung, daß sie dabey gegenwärtig seyn wollte, zugesagt. So kam er denn vorgestern. Nein, Friederike! Von dieser Verstörung im Äußerlichen eines Menschen, von dieser gänzlichen Zerrüttung seines Wesens hatte ich früher keinen Begriff, und mit unendlichem Leiden fiel der Gedanke: das hast du angerichtet! mir aufs Herz. O, das werde ich mir in meinem Leben nicht verzeihn! Er sah mich auch als die Urheberinn, die Mutter als die Vollenderinn seines Unglücks an, er wollte es uns sagen, und vermochte es nicht; seine Stimme brach, seine Thränen erstickten seinen Unwillen. Ich war aufgelöst im Schmerz; auch die Mutter sah ich tief bewegt. Sie hatte das innigste Mitleid mit dem Armen, aber sie blieb

ruhig bey ihrem Sinn, eben weil sie uns beyde liebte, sagte sie. Nach einer stummen Pause, während welcher wir einander im tiefsten Jammer gegenüber gestanden hatten, trat Gustav näher, faßte meine Hand und sagte, indem er sich mit einem bittern Ausdruck gegen die Mutter wandte: Wenn ich aber nach vier Jahren wieder komme, und ein tüchtiger Mahler bin, wie ichs zu werden glaube, eine Frau ernähren kann, und sie noch nicht verheirathet ist — werden Sie sie mir auch dann verweigern?

Gewiß nicht lieber Ehrhart, wenn meine Tochter Sie noch liebt, und Sie ihr getreu geblieben sind.

Ein unwillkührlicher Laut entschlüpfte seinen Lippen, es schien als verhöhne er die Möglichkeit, mich je vergessen zu können.

Und dabey bleibt es? fing er wieder an: Sind auch Sie zufrieden? indem er sich an mich wandte.

Vollkommen, lieber Ehrhart, und ich hoffe —

Hoffen Sie nichts! Hoffen Sie nichts! — O was habe ich nicht gehofft! Der Zufall ist unser König. Zu zählen ist auf nichts, zu hoffen ist nichts, nur zu dulden, zu erwarten, zu

ergreifen. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl! Er schüttelte meine Hand, daß ich wankte, und riß sich los. An der Thüre eilte ich ihm noch nach. Er war fort — ich warf mich weinend in der Mutter Arme.

Seitdem habe ich viel, viel geweint. Gestern ist er mit seinem neuen Freund nach Italien. Werde ich ihn je wiedersehn? Und wie?

Friederike an Emilien.

M.. den 29. September.

Ich scheine wohl strafbar, geliebte Freundinn, daß ich so spät deinen Brief vom Anfange des vorigen Monaths beantworte. Allerley häusliche Unannehmlichkeiten hielten mich ab; auch wollte ich vorher Gustavs ersten Brief aus Italien abwarten, um dir Einiges von ihm sagen zu können. Er war die letzte Zeit in ** sehr unglücklich, und dein Gefühl hat dir die Wahrheit gepredigt, wenn es dir einen großen Theil der Schuld an demselben beymaß. Zürne mir um dieser Offenherzigkeit willen nicht! Ich bestätige nur, was du ohnedieß dir selbst vorwarfst. Den weit größern Theil aber hat deine

Tante zu verantworten, welche sich aufs Unzweckmäßigste benommen, und geradezu durch ihr Verfahren bewirkt hat, was sie hindern wollte, nähmlich Gustavs deutlich ausgesprochene Neigung für dich zur Leidenschaft zu entflammen, dein Verhältniß mit Dorval zu zerstören, und den armen Jüngling, den der Zufall wie einen Ball in die Kreise Eures Treibens warf, vor der Zeit und wider seinen Willen aus der Bahn seiner Arbeiten und Entwickelungen hinaus und vielleicht zu einem entsetzlichen Entschluß zu drängen. Die Vorsicht hat es anders gefügt, sie hat ihn durch einen unbekannten Retter wieder auf den rechten Weg zurück gebracht und wir dürfen jetzt Besseres hoffen.

Es war in jenen letzten drey schrecklichen Tagen, wie er meinem Manne aus Florenz schreibt, wo er in Gedanken, welche zu wiederhohlen ihm jetzt peinlich, ja strafbar dünken würde, am Ufer des Stroms auf einer Stelle lag, die ihm durch eine Erinnerung an schönere Stunden zugleich schmerzlich und lieb war, und mit einer Art von wilder Sehnsucht in die vorüberziehenden Wasser schaute, als er eines Mannes gewahr ward, der vielleicht schon

eine Weile unfern von ihm gestanden, und ihn beobachtet haben mochte. Das drückte Ehrhart; er sprang unmuthig auf und wandte sich abwärts, um sich im Dickicht dem Blicke des Fremden zu entziehen. Weiter unten, wo der Strom reissender zwischen seinen Ufern strömt, trat er abermahls in's Freye hinaus, und starrte mit wilden Entwürfen in die Fluthen. Immer mehr und mehr näherte er sich dem steilen Rand, wo der Strom im stillen Felsenbette tief und rauschend dahin floß, machte eine Bewegung — und fühlte sich von einem starken Arm gehalten. Es war der Unbekannte von vorhin, der ihm mit ernstem Blicke eine Weile in's Gesicht sah, dann aber, zur sanftesten Milde übergehend, seine Hand ergriff, und sagte: Unglücklicher! Was waren Sie im Begriffe zu thun? Gustav schwieg. Mein Herr! fuhr der Fremde fort: Auch ich bin nicht glücklich, ich fühle mit Ihnen und beklage Sie, obwohl ich Ihr Schicksal nicht kenne. Ist es von der Art, daß fremde Hülfe etwas wirken kann, so schenken Sie mir Ihr Vertrauen! Gustav blickte empor, er sah in den Zügen des Unbekannten den Ausdruck inniger Güte, mit Geist und düsterm Ernst gepaart; es war etwas in diesen Mienen,

diesen Blicken, was eine sieghafte Gewalt über den Armen übte. In Thränen ausbrechend warf er sich an des Fremden Brust. Hier, rief er, laß mich weinen! Ich verlange nichts mehr. Helfen kann mir Niemand.

Dieser Augenblick verband zwey gute Menschen fest und innig. Gustav entdeckte sich seinem neuen Freunde, ohne irgend einen Nahmen oder einen bezeichnenden Umstand zu nennen, nur in so weit, damit Jener einsehen konnte, hier sey vor der Hand nichts zu thun. Der Fremde, den mein Vetter, seinem Aussehn, wie seiner Aussprache nach, für einen Südländer hielt, ist auch wirklich ein Italiener und nennet sich Marchese Rialti. Er war in **, um Familiengeschäfte zu betreiben; sein gewöhnlicher Aufenthalt ist Venedig. Um Gustav so schnell als möglich aus einer gefährlichen Nähe zu bringen, kürzte er seine Angelegenheiten ab, und kehrte mit seinem neuen Freund und Schützling nach Italien zurück. Gustav spricht mit schwärmerischer Erhebung von ihm, und schildert ihn als eine eben so seltsame als liebenswürdige Natur. Eine düstere Richtung des Geistes, ein Verzweifeln an allem Erdenglück für den Einzelnen wie fürs Ganze verbreitet

ein dunkles Colorit über alles, was Rialti sagt oder thut, und nur zuweilen blitzt aus dieser Düsternheit eine lebendige Flamme heißer Menschenliebe, ja manchmahl ein Schimmer jugendlichen Frohsinns, wie ein Überrest aus einer besseren Zeit, hervor. Er scheint sich selbst aufgegeben zu haben, um am Ganzen zu hängen. Ihm ist der Mensch nicht viel, die Menschheit Alles; dennoch ist sein Herz weich und kindlich gut. Das sind die Worte des Briefs, und wenn wir auch von dieser exaltirten Schilderung, da wir Gustavs leicht bewegtes Gefühl und seine entzündbare Phantasie kennen, abrechnen, was wir sollen, so bleibt doch noch immer genug übrig, um uns die Beruhigung zu geben, daß Rialti ein sehr achtungswürdiger Mensch ist, der sich um Ehrhart sehr verdient gemacht hat, und uns zum innigsten Dank gegen die Vorsicht aufzufordern, die ihm denselben im entscheidendsten Moment als einen schützenden Engel an die Seite gestellt hatte.

Daß von nun an keine Rede mehr von irgend einem Verhältniß zwischen Euch beyden seyn kann, versteht sich von selbst. Er wird dir nicht schreiben, das hat er meinem Manne geloben müssen; von seinem Schicksal, seinem

Aufenthalt, in so weit es dich interessiren kann und darf, wirst du zuweilen durch mich Nachricht erhalten. Übrigens hoffe ich, daß Zeit und Entfernung das ihrige thun, und ein Band allmählich lösen werden, das doch zu Keines Glück geknüpft worden wäre. Daß diese meine Ansicht nicht jetzt erst entstanden ist, haben dir meine frühern Briefe gezeigt, und ich theile hierin die Überzeugung deiner trefflichen Mutter, die mit ihrem einfachen milden Sinn sich in dieser Angelegenheit viel besser benommen hat, als deine spitzfindige strenge Tante. Vielleicht stimmt dein aufgeregtes Gemüth jetzt noch nicht mit mir überein, vielleicht tadelst du mich, oder nennst mich hart. Ich will es geduldig ertragen, fest überzeugt, daß in kürzerer oder längerer Zeit dein Herz mich verstehen, und mir verzeihen wird. Leb wohl!

Dieselbe an dieselbe.

M.. den 15. Jänner.

Ich schreibe dir in größter Eile, und sende den Brief so schnell als möglich, damit du ihn noch zeitig genug erhältst. Mache dich gefaßt, einen

Sturm auszuhalten. Rialti, Gustavs Freund kommt nach **, vermuthlich um dich aufzusuchen, und seines Lieblings Angelegenheit bey dir zu betreiben. Er hat ihn im vergangenen September zu Albano verlassen, um eine Reise nach England zu machen, wie er denn überhaupt geheime und wichtige Geschäfte an verschiedenen Orten zu betreiben scheint. Er hat keinen bestimmten Auftrag von Gustav, das weiß ich von diesem; aber ich zweifle nicht, daß er thun wird, was jener ahnet und hofft, nähmlich diese Gelegenheit ergreifen, um für seinen Freund thätig zu seyn. Wahrscheinlich hat er den bedeutenden Umweg aus England über ** nach Italien schon in dieser Absicht gemacht. Die Art, wie du mir Gustavs Abschied gemeldet, der Ton, womit du seiner in deinen spätern Briefen erwähnst, haben angefangen, mich über dein Herz zu beruhigen. Nimm dich in Acht, daß der gefährliche Unterhändler diese beginnende Stille nicht wieder störe, welche so wohlthätig, ja so nothwendig ist! Ich liebe Gustav, aber ich liebe auch dich; und ich kann in einer frühen Verlobung unter Euch kein Glück sehn. Darum bitte ich dich, und auch mein Mann wünscht es dringend, laß dich von dem Mar-

chese zu nichts überreden, wenn er dir auch noch so viel von Gustavs Schmerz und Sehnsucht, und von seiner Trefflichkeit vorerzählt! Denke, er ist ein Kind des glühenden Südens, er hat seinen Freund mit der Leidenschaftlichkeit seines Himmelsstrichs umfaßt, und das Bild, was er von ihm und seiner Liebe entwerfen mag, sieht vielleicht dem wahren Wesen dieses einfachen Deutschen kaum von fern ähnlich. Das verliere nie aus den Augen, halte dir Herz und Kopf frey, sprich mit deiner guten und klugen Mutter, überlaß dich ihrer Führung, und suche in stiller Fassung und ernster Beschäftigung den besten Schutz gegen leidenschaftliche Aufreizungen! Leb wohl! Ich muß schließen, sonst versäume ich die Post.

Emilie an Friederiken.

Den 6. Februar.

Nur vier Tage vor dem verkündeten Augenblick erhielt ich deinen Brief, treue bewährte Freundinn! las ihn nicht ohne Mischung der seltsamsten Gefühle, und brachte ihn sogleich meiner guten Mutter. Auch sie danket dir für

deine aufmerksame Freundschaft, und stimmt völlig mit deiner Ansicht überein. Ich aber konnte nicht umhin, bey dem Gedanken, wie heiß und treu ein edles Herz an mir hienge, wie selten in unserer jetzigen Welt solche Gemüther sind, die harte Nothwendigkeit dieser Trennung recht schmerzlich zu fühlen.

Ich gestehe dir, dein Brief hatte mir einen außerordentlichen Eindruck gemacht, er hatte alle halb entschlummerten Gefühle wieder aufgeregt, das Alte stand lebhaft vor mir, und die Möglichkeit, daß sich in Gustavs Umständen Etwas zu unserm Wohl verändert haben könnte, daß sein Freund nur käme, um es mir zu sagen, der als ein Mann, welcher die Welt und die Geschäfte, wie du schreibst, kennt, sich doch nicht einer ganz aufzugebenden Sache mit so viel Eifer annehmen würde, regte, der Vernunft und den Ermahnungen der Mutter zum Trotz, lebendige Hoffnungen in meiner Brust auf.

Wenige Tage darauf waren wir zu Mühlberg gebethen, es wurde getanzt, und die Gesellschaft war groß und glänzend. Meine Gedanken waren nicht in dem Saal, sie schweiften weit jenseits der Alpen umher, als der junge Mühlberg mit einem Fremden an der Hand

zu mir trat, und mir diesen als den Marchese Rialti aufführte, der mir von einem Bekannten aus Italien Grüße zu bringen habe. Ich fuhr zusammen, mein Blick streifte scheu und seitwärts an dem Fremden hin. Es war eine schlanke Gestalt mit dunkeln Zügen und Augen, und einer Physiognomie, die man, einmahl gefaßt, nicht so leicht vergessen wird. Im ersten Augenblick wußte ich zwar wenig davon, meine Verwirrung war zu groß; aber der Marchese redete mich in einem etwas fremdartigen Deutsch an, sagte, daß er in Rom zwey von meinen Bekannten, Herrn Ehrhart und Dorval (welche sonderbare Zusammenstellung!) getroffen habe, daß ihm Beyde Grüße an mich, die Mutter und Tante aufgetragen, und verschaffte mir dadurch Zeit mich zu fassen, und das Gespräch mit genugsamer Ruhe fortzusetzen. Indeß begann die Tanzmusik, mein Tänzer kam mich abzuhohlen, und nun gab sich den ganzen Abend keine Gelegenheit mehr mit Rialti zu sprechen, der zwar nicht tanzte, weil es seine Gesundheit, wie er sagte, nicht erlaubt, aber so von den Damen umringt und gesucht war, daß ihm wohl keine Muße blieb, irgend etwas zu seinem Zweck dienendes mit mir zu reden.

Am andern Tage fuhr er bey uns vor, und sandte der Tante einen Brief von Dorval, in welchem dieser mit großer Achtung von Rialti als einem sehr vorzüglichen Menschen spricht, und ihn uns Allen empfiehlt. Den Nachmittag des andern Tags ließ sich der Marchese selbst bey der Tante und Mutter melden. Sein Äußerliches wie sein Betragen gefiel ihnen Beyden recht sehr; sie unterhielten sich lebhaft mit ihm, und besonders freute es mich, wenn die Tante sich mit ihm Italienisch unterhielt, das sie sehr geläufig spricht, und das in seinem Munde wie Musik klingt. Mit mir hat er nur wenig gesprochen, obwohl er uns schon zwey Besuche gemacht hat; die Mutter hat ihn auf übermorgen zu Tische gebethen, da wird es wohl zur Erklärung kommen. Was wird er mir zu sagen haben! Ich fürchte seine Beredsamkeit, das Feuer seines Geistes, wenn er die Sache seines Freundes verhältnißmäßig mit eben solcher Gluth vertheidigt, mit der er von jedem Gegenstande spricht, der ihn ergreift. Wie werde ich bestehen? Leb wohl!

Dieselbe an dieselbe.

Den 16. Februar.

Ich habe eine Unterredung mit Rialti gehabt. Friederike! Was ist dieß für ein seltsamer Geist! Wie reißt er uns gewaltsam mit sich fort, bringt die sonderbarsten Ansichten zum Vorschein, und zwingt uns wider Willen, ihm Recht zu geben. Er betrachtet die Welt und die Menschen aus einem fremdartigen, aber, ich muß gestehen, aus einem sehr hohen Gesichtspuncte, und stellt Forderungen an sie, die, wie ich glaube, nur Wenige erfüllen werden. Ob Er es thut, weiß ich nicht, denn ich kenne ihn kaum; aber wer es könnte, würde ein sehr erhabner, wenn auch nicht ein glücklicher Mensch seyn. Seine Vorstellungen von Liebe, Ehe und häuslichem Glück, von den Pflichten der Freundschaft, scheinen zu einer Höhe gesteigert, auf der schwerlich ein irdisches Verhältniß sich halten kann. Er hat, wie er sagt, keinen Auftrag von Gustav, ja dieser weiß nicht einmahl, daß sein Freund den Umweg über ** genommen hat, um mit uns zu sprechen. Nach seinen Äußerungen aber ist Gustavs Lage nicht so unbestimmt, wie wir es glaubten; er hat bereits einen entschiednen Ruf,

viele Bestellungen, die ihm auf lange Zeit hinaus Arbeit sichern, und es steht nur bey ihm, sich durch eine vortheilhafte Anstellung eines fixen, wenn auch nicht sehr beträchtlichen Einkommens zu versichern, das ihn dann mit Frau und Familie vor den Launen des Zufalls schützen, seine bürgerliche Existenz gründen, und, wenn das Mädchen, das ihn liebte, einiges Vermögen besäße, und sich im Anfang kleine Beschränkungen gefallen lassen wollte, ihn in den Stand setzen würde, ein arbeitsames aber sorgenfreyes Leben zu führen.

Das alles entwickelte mir der seltsame Freund mit lebhafter Wärme. Er sprach glühend von Gustavs unbestreitbarem Werth, von seiner Liebe für mich, von seiner gänzlichen Resignation, und von dem Entzücken, in welches ihn die Nachricht von meiner fortwährenden Neigung, und von meinem Entschluß versetzen würde, ihm, wenn auch nicht auf der Stelle, doch vielleicht in einem oder zwey Jahren meine Hand zu geben. Seine Augen leuchteten von schönem Feuer, indeß er sprach; ein weiches Lächeln froher Rührung spielte um seinen Mund, ich hörte ihm mit Vergnügen zu, liebliche Bilder breiteten sich vor mir aus, eine freundliche

Bayerische Staatsbibliothek München

Zukunft durch Liebe beglückt. Aber es kam mir nicht zu, diesen Entschluß zu fassen; die Mutter mußte vorher von Allem unterrichtet werden. Das sagte ich dem Marchese. Er sah mich mit einem sonderbaren, zweifelhaften Blick an, sagte mir sehr viel Verbindliches über mein kindliches Pflichtgefühl, und erboth sich, selbst mit der Mutter zu reden.

Als er fort war, rief ich mir Alles zurück, was wir gesprochen, und fand, wie das jetzt so oft der Fall ist, wieder nichts als Ursache, mit mir selbst unzufrieden zu seyn. Ach, ich hätte aus der ersten stillen Bestimmung meines Seyns nicht heraus treten, ich hätte Dorval meine Hand geben, und so gleichsam im Schlummer aus einem Zustand halb bewußter Kindheit in die Sicherheit des Ehestandes hinüber gleiten sollen! Dann wäre mir wohl gewesen, dann hätte ich Frieden mit mir und der Welt behalten. Nun bin ich erwacht. Ehrharts Erscheinung, das Zerreissen jenes Bandes mit Dorval hat mich aufgeschüttelt; ich darf kein Kind mehr seyn, ich soll wählen, mich selbst bestimmen, entscheiden, und ich finde nichts als Zwiespalt und Räthsel in mir. Ich kann nicht vorwärts, ich kann auch nicht mehr zurück, der Granat=

apfel ist verkostet, und die Rückkehr in die Welt träumerischer Ruhe versperrt. Jetzt könnte ich auch Dorvals Hand nicht mehr annehmen, wenn er sich auch entschließen möchte sie mir zu biethen. Und Ehrhart? Ach, was bin ich für ein armseliges Ding! Sein Bild hatte schon seit längerer Zeit von seinem frischen Glanze verloren; dein Brief vom 15. Jänner weckte die halb erloschne Gluth wieder. Ich glaubte mich herzlich nach ihm zu sehnen; ich glaubte dann jede Leere, die ich seit einiger Zeit schmerzhaft in meiner Brust fühlte, ausgefühlt zu sehn. Nun nähert sich mir die Erfüllung; Rialtis Gespräch erlaubt mir zu hoffen, und nun kann ich das früher Gewünschte nicht mehr in demselben Lichte sehen, und immer klarer und einleuchtender dünkt mich, was die Mutter mir sagte, als ich ihr des Marchese Eröffnungen mittheilte, daß nähmlich meine Liebe zu Gustav nicht von der Art sey, um so manchem Ungemach, so mancher Entbehrung, und vor allem der Unzuverläßigkeit, die Gustavs Jugend wie sein Beruf in eine Verbindung mit ihm bringen muß, die Stirn zu biethen. Wenn aber das Alles wirklich so ist, bin ich dann nicht ein leichtsinniges armseliges Geschöpf, ohne Conse-

quenz, ohne Haltung? Und was wird Rialti von mir denken, er, der so hohe Begriffe von Treue und Liebe hegt, und seinen Freund mit solcher Gluth umfaßt?

Dieselbe an dieselbe.

Den 20.

Zwey Tage ließ der Marchese nach seiner ersten Eröffnung verstreichen, ohne uns zu sehn; vermuthlich wollte er abwarten, was die Mutter mit mir abgeredet und ausgemacht haben würde. Am dritten kam er. Er war bey Hofe gewesen, trug eine Staatsuniform, die ihn sehr wohl kleidete, und sah wirklich schön aus. Vielleicht hatte die Audienz einen günstigen Einfluß auf sein Geschäft gehabt. Ich hatte ihn nie so heiter gesehn, er scherzte und belebte unsre Unterredung auf mannigfache Art, er war sehr liebenswürdig; doch gefällt er mir in seinem Ernste noch besser. Ein Paar Bekannte, die zugleich mit da waren, entfernten sich bald darauf; auch ich verließ das Zimmer, und gab ihm dadurch die Möglichkeit, mit der Mutter zu sprechen. Er that es auch, und mit so viel Klar-

heit und schöner Wärme, daß die Mutter zwar über meine Verbindung mit Gustav nicht im Geringsten andern Sinns geworden ist, denn ihr erscheint die Sache noch immer in demselben Licht; aber Rialti hat ihr Achtung eingeflößt, und sie sagt: wer ein solcher Freund zu seyn versteht, muß ein hohes treffliches Wesen seyn.

Dieselbe an dieselbe.

Den 28.

Was war das für ein Auftritt, Friederike, und was für eine Entdeckung! Noch jetzt beben ihre Erschütterungen in mir nach, und die ganze Nacht durch waren sie die Bilder meines unruhigen Schlafes. Rialti — doch soll ich ihn wohl noch also nennen, oder darf ich mir seinen wahren Nahmen geläufig werden lassen? Ja, diesem Brief, und der nächsten Verwandten seines Gustavs kann ich ihn wohl vertrauen; ich weiß, da berge ich ihn in sicherm Grund. Höre also!

Nach jener Unterredung mit meiner Mutter, die etwa vor zehn Tagen Statt hatte, fing ein vertrauteres näheres Verhältniß an, sich zwischen dem Marchese und uns zu entwickeln;

er war uns nicht mehr fremd, er wußte um eine unserer wichtigsten Angelegenheiten, und so war manche trennende Scheidewand gefallen, die uns im Lauf des gewöhnlichen Lebens vielleicht noch lange auseinander gehalten haben würde. Besonders schien er meiner Mutter mit kindlicher Achtung zugethan, kam öfters und unterhielt sich lebhaft und am liebsten, wenn wir ganz allein waren, mit uns. Auch gestern Nachmittags war er da; es kamen noch ein Paar Freunde, und endlich unser berühmter Tonkünstler S.., dessen tiefgefühlte Gesänge jetzt von allen singenden Lippen tönen, und brachte mir eine seiner neuesten Compositionen, den Gesang der fliehenden Griechen von Parga. Rialti liebt nach der Weise seines Landes die Musik, ich ersuchte S.. daher, sich an's Piano zu setzen, und uns sein Lied zu spielen. Rialti hatte angelegentlich mit der Mutter gesprochen, und wahrscheinlich den Titel, und was S.. von seiner Arbeit sprach, überhört. S.. that sehr gefällig, um was ich ihn bath, und begann mit seiner ergreifenden Stimme den Gesang der Männer. Aber ich will dir das Lied hersetzen, es ist schön, und mag wohl ein wirklicher Ausdruck der tief gereizten Gefühle

jener Unglücklichen gewesen seyn, die uns der Dichter in einer Nachbildung liefert.

Gesang
der fliehenden Griechen von Parga, als ihre Stadt von den Engländern an die Türken übergeben ward.

Freye Nachbildung von Gustav Schwab.

Männer.

Unser Schwert liegt auf der Erde
Wie ein ausgelöschter Blitz,
Fern vom unterjochten Heerde
Birg' uns Meer in deinem Sitz.

Aber wenn wir nun zerschellen
Am verborgnen Felsenriff,
Laß uns deine bittern Wellen
Treiben an kein englisch Schiff.

In den Hafen würd' es laufen,
An des Feindes Übermuth
Unsre Leichen zu verkaufen,
Wie jetzt unser Haus und Gut.

Frauen.

Grüne Lorber, frische Rosen,
Nicht mehr werdet ihr gepflückt,
Nicht mehr uns're freudenlosen
Häupter je mit euch geschmückt.

O ihr Vögel in den Hainen!
Bach und Wind! Mit euerm Klang
Wird sich fürder nicht vereinen
Uns're hellen Stimme Sang.

Ach, der Lieder Ton muß hassen,
Und der Blumen Überfluß,
Wer, wie wir, auf ewig lassen
Seiner Väter Boden muß.

Greise.

Ehre hat der Held Liascha *)
Nicht des Volkes Feind bezeugt,
Hat sein Haupt nicht vor dem Pascha,
Nicht vor dem Vezier gebeugt.

Pascha war die Feuerröhre,
Und das Schwert war ihm Vezier.
O Liascha! Sieh und höre,
Deinem Beyspiel folgen wir.

Unser Stamm soll sich zerstreuen,
Und auf der Gebirge Höhn
Wollen wir wie alte Leuen
Einsam in der Irre gehn.

Ich hatte eifrig auf das Blatt und nicht auf die Anwesenden gesehn. Zufällig fiel jetzt mein Blick auf Rialti. Gütiger Himmel! Welche Veränderung war in seinen Zügen vorgegangen! Düster, wild blickte er zu Boden,

*) Ein muthiger Epirote.

seine Hand ballte sich krampfhaft, er war in einer Erschütterung, wie ich sie noch an Niemand, selbst nicht an Ehrhart gesehn. Auch war es ganz anders — nicht das Hingeben an ein leidenschaftliches Gefühl, nicht das Erliegen unter einem großen Schmerz; es war ein gewaltsamer Kampf, ein heiliger Zorn möchte ich sagen, gepaart mit den heftigsten Qualen, die eine Menschenbrust zerreissen können. Mein Auge hing unverwandt an ihm, ich konnte nicht anders, ich mußte seine Bewegungen mit der lebhaftesten Theilnahme beobachten. Nun winkte mir S.., und bath mich, leise mit der Stimme der Frauen einzufallen. Ich that es, weiß Gott! ungern, aber es war nichts zu machen, und mein Blick bewachte Rialtis Züge. Wie ich begann, sah ich deutlich, daß ein heftiges Weh ihn durchzuckte; er erblaßte, sein Auge erlosch, er erhob sich wankend vom Stuhl, um das Zimmer zu verlassen, mein Herz zitterte, meine Stimme versagte mir. Einer der Herren, Lewald, sprang auf ihn zu, und führte ihn sorglich zur Thüre hinaus, die Mutter folgte bestürzt. Rialti sank draußen erschöpft in einen Sessel, er war einer Ohnmacht nahe, die Mutter hielt ihm Eau de Cologne vor,

Lewald öffnete ihm die Halsbinde; endlich erhohlte er sich, aber er bath sich's aus, im Vorsaal bleiben zu dürfen, weil er es im warmen Zimmer nicht auszuhalten vermöchte.

Mit unserer Musik war es aus. Ich wäre nicht im Stande gewesen, nur noch eine Note zu singen. Zum Glück hatte Rialtis Zufall eine allgemeine Störung hervorgebracht, und so kam ich unbemerkt durch. Die Mutter und Lewald kamen zurück. Rialti folgte ihnen nicht. Mir war unaussprechlich bange, die Mutter winkte dem guten S.. und sagte ihm etwas in's Ohr. Er lächelte seltsam, schüttelte den Kopf, ging dann an's Clavier, legte den Gesang der Griechen beyseite, und spielte einige andere Lieder. Ich hörte nicht viel davon, meine Gedanken waren bey Rialti, dessen Zufall mit dem Gesang in sonderbarem Zusammenhang zu stehen schien. Endlich nach einer halben Stunde ungefähr, da die Musik zu Ende war, trat er wieder herein, zwar bleich und düster, aber dem Anschein nach ruhig. Er entschuldigte sich bey der Gesellschaft mit Schwindel und Unwohlseyn, dann ging er auf S.. zu, und bath ihn, ihn morgen zu besuchen, und seine Composition mitzubringen. Jetzt verschwand die letz-

te Falte von des Künstlers Gesicht, das Gespräch wurde allgemein, nur Rialti nahm wenig Theil daran. Ihn schien eine gewaltige Idee zu beherrschen, und als nach einer Weile S.., so wie auch die andern Herren sich entfernten, und wir mit ihm allein waren, bath er uns zu sorgen, daß er ungestört mit uns reden könnte, weil er uns etwas zu entdecken und meiner Mutter Rechenschaft darüber zu geben schuldig sey, warum er sie gebethen, S.. dahin zu vermögen, daß er den Gesang der Parganioten nicht mehr sänge. Die Mutter that gern, was er wünschte, er setzte sich zwischen uns, und nun! Ach, Friederike, was ist das für ein Mensch! — Welche Kraft des Gemüths, welche Begeisterung für das Rechte, welche Festigkeit des Willens in Verachtung der Gefahr und Aufopferung seiner selbst! Wisse also! Rialti ist kein Italiener, er ist einer der unglücklichen Parganioten, welche durch Ali Pascha ihres Vermögens, ihrer Unabhängigkeit, ihres Vaterlandes beraubt worden sind. Sein eigentlicher Nahme ist Lysandrides; sein Vater war eines der angesehensten Häupter des kleinen einst glücklichen Staats, seine Mutter hieß Rialti und war eine edle Venetianerinn. Bey

den letzten Verhandlungen bewies sich der Vater ungemein thätig, um seinen unglücklichen Landsleuten Schutz, oder wenigstens, als sie ihren väterlichen Boden, ihre Öhlbäume, ihre Habe, ihre Kirchen verlassen mußten, durch die Englische Regierung einen genügenden Ersatz auszumitteln. Sein Sohn war damahls auf Reisen. Als er, von dem Vater und der Noth seines Landes gerufen, schnell nach Hause eilte, war das Unglück geschehen, Parga an Ali Pascha übergeben, der alte Lysandrides aus Schmerz darüber gestorben; die Einwohner bereit, sich nach Corfu einzuschiffen, und Rialti kam eben noch zu rechter Zeit, um, wie die Übrigen seiner Landsleute, die Gebeine seines Vaters mit sich hinüber zu retten, und dem Wütherich so theure Überreste zu entziehen. Seines Vaters heiße Liebe zu seinem Lande, so wie sein Wunsch, der Rettung oder Rache seiner Mitbürger sein Leben und alle seine Kräfte zu weihen, ging auf den Sohn über, und er durchstreift nun Europa, und weiß sich durch sein Vermögen, wie durch seine Persönlichkeit an Höfen und bey Großen Einfluß zu verschaffen, scheut kein Opfer, keine Anstrengung, und sieht nur sein großes Ziel vor Augen, dem er alle seine übri-

gen Wünsche unterordnet. Es ist unmöglich, dir die Gluth zu schildern, mit der die Schmach seines Vaterlandes, des Vaters Unglück und sein eigner Schmerz diesen Sohn des südlichen Himmels begeistert, wie er Flammenworte sprach und uns Beyde aufs tiefste erschütterte. Ich träumte die ganze Nacht von Parga. Ali Pascha, Lord Maitland und Lysandrides kreuzten sich in wild verworrenen Bildern, und noch heute kann ich des Eindruckes nicht los werden, den seine Erzählung auf mich machte. Die Mutter fragte ihn zuletzt, ob er einige Hoffnung nähren könne, Etwas für sein Vaterland zu bewirken. Er schwieg finster, und antwortete mit einem lateinischen Verse, den er uns verdeutschte, und der ungefähr so viel heißt, daß aus der Asche der Unterdrückten sich einst ein Rächer erheben werde. Der unglückliche Lysandrides! Das ist wahres Leiden; denn hier ist ein ungeheures Schicksal, und ein Mensch, der mit starkem Willen und der Kraft, sein Höchstes einer Idee zu opfern, dagegen ankämpft. Wie verschwinden die kleinen Leiden jugendlicher Liebe, vor solchem Beginnen und Erdulden! Wahrlich, ich schäme mich beynahe jetzt, mit ihm

von Gustav und unsern Angelegenheiten zu sprechen.

Den 5. März.

Es scheint, liebe Freundinn, als hätte die neuliche Eröffnung uns Rialtis Freundschaft noch näher gebracht; er besucht uns fast täglich, und seine Erscheinung gehört bey mir schon fast zu den nothwendigen Freuden jedes Tages. Nimm dich in Acht vor dem gefährlichen Unterhändler! schriebst du mir vor zwey Monathen. Du hattest Recht, obschon nicht in dem Sinne, in welchem du es damahls sagtest. Ja, ich fühle es, Rialti könnte mir gefährlich werden, wenn es ihm einst einfallen sollte, die Gluth, mit der er ein fremdes Interesse umfaßt, auf sein eignes zu wenden. Aber davor bin ich sicher. Parga ist seine Liebe, und höchstens neben dieser herrschenden Idee noch für die Freundschaft Raum in seiner Brust.

Denke dir, daß ich ihm jetzt oft jenen Gesang der fliehenden Griechen vorsingen muß! Ich wollte Anfangs nicht daran; aber er erklärte mir, daß, da ich nun wisse, auf welche Art ihn das Lied anspräche, und er eine tiefe Rührung nicht nur nicht scheue, sondern lie-

be, ihm dieser Gesang von einer Freundinn, die sein Schicksal kenne, vorgetragen, nicht anders als erwünscht seyn könne. Seitdem thue ich es nun oft. Er hat eine angenehme Stimme und übernimmt zuweilen den Part der Männer oder Greise, wenn es ihn nicht zu sehr angreift. Dann stehen seine schönen Augen oft voll Wasser, und auch ich fühle, wie mir die Thränen während des Gesangs über die Wangen gleiten. Sein Blick ruht dann finster auf mir, er versinkt in Träumereyen, und es schweben ihm vielleicht die Berge seiner Heimath, ihre Pomeranzen- und Olivenhaine, der Schauplatz seiner glücklichen Jugend vor. Wie gern spiele ich jetzt das Lied, weil es ihm Vergnügen macht, und wie muß ich mich über die Tante ärgern, die ihn nun einmahl als Gustavs Freund und Unterhändler nicht leiden kann, und alles, was er sagt und thut, im übelsten Lichte sieht! Doch der Brief ist ungeheuer lang. Ich hätte dir wohl noch viel zu sagen; aber ich muß ein Ende machen.

Dieselbe an dieselbe.

Den 15. März.

Ich habe mich sehr ernst geprüft, ich kann Rialtis Vorschlägen kein Gehör geben, und Gustav meine Treue nicht durch ihn zusagen lassen. Je mehr ich über Ehrharts Charakter und sein Benehmen gegen mich nachdenke, je mehr finde ich, daß es ihm an jener Festigkeit der Gesinnung, an jener Kraft des Willens, und jener höhern Geistesbildung fehlt, die nun einmahl zu meiner Glückseligkeit, ja zu meiner Behauptung im sittlichen Werthe nothwendig ist. Dorval würde mir das Alles in höherem Maaße gegeben haben, und das ists auch, glaube ich, was ich damahls dunkel fühlte, was mir die Trennung von ihm so schmerzlich und den Ersatz durch Gustav so ungenügend machte. Ich werde also offen mit Rialti sprechen; mich beruhigt diese Aussicht, ich finde ein unnennbares Vergnügen darin, mein Innerstes vor diesem festen, edlen und doch so zartfühlenden Gemüthe zu enthüllen, mich ihm zu zeigen, wie ich bin, mit allen meinen Schwächen, und von seinem überlegnen Geist Rath und Belehrung

zu empfangen. Auch sehe ich wohl, daß er mich gern anhört, und mein Vertrauen erwiedert. Es sind schöne Stunden, wenn er mit uns allein ist, über seine Gefühle, seine Schicksale, sein Zusammentreffen mit allerley Menschen auf seinem vielbedornten Lebenswege spricht, sich öfters mit edlem Freymuth seiner Verirrungen anklagt, und sich viel strenger richtet, als Andere thun würden. Darum kann ich es nicht begreifen, wie die Tante ihn für so hochmüthig halten kann. Es ist wahr, sein Anstand, sein Betragen hat diesen Anstrich; ihm genügen wenige Menschen, und das sehe ich auch, daß die Tante unter diese nicht gehört. Daher läßt sich denn ihre Abneigung einigermassen erklären. Aber ist es recht, das Gute in einem Menschen ganz zu verkennen, weil wir ihm nicht behagen, und es zu verschmähen, ihn näher kennen zu lernen, wo seine Liebenswürdigkeit siegreich hervor treten müßte?

Den 24.

Seltsam! Ich verstehe Rialti nicht recht, und kann seine Art zu empfinden zwar oft, aber nicht immer begreifen. Vorgestern kam er, meine letzte Erklärung wegen Gustav abzuhohlen, und

schien mir so gedrückt, so befangen, daß mir das Herz wehe that, wenn ich daran dachte, daß meine Entscheidung diese finstere Stimmung noch vermehren müsse. So schonend ich konnte, mit aller zarten Rücksicht für Ehrharts Werth, setzte ich ihm meine Gründe auseinander. Er saß mir stumm, in sich versunken, gegenüber; als ich geendigt, und meinen Entschluß, nicht einzuwilligen, deutlich ausgesprochen hatte, hub er rasch den Kopf empor, sein Auge flammte, er schoß einen Blick, dessen wunderbare Bedeutung ich nie vergessen werde, auf mich. Eine hohe Röthe überflog sein Gesicht, er wollte sprechen, die Worte versagten ihm. Nach und nach legte sich diese sonderbare Aufwallung, Ernst und Düsterheit bemächtigten sich seiner wieder, er fühlte seines Freundes Kränkung tief, er versuchte es mit aller Gluth seiner Liebe für ihn, noch einmahl für ihn zu reden. Ich bath ihn, meiner zu schonen; ich empfand, daß dieß Gespräch mich allzu tief erschütterte. Er that es, und versprach mir, wenigstens vor der Hand dieses Gegenstands nicht zu erwähnen, doch bath er mich vor seiner Abreise noch einmahl darauf zurückkommen zu dürfen. Seine Abreise! O wie das

Wort schmerzend in meine Seele fiel! Seitdem nun finde ich ihn verändert, und eine seltsame Mischung von Trübsinn, und aufflammender Fröhlichkeit erscheint in seinen Wesen, und es geht ein Kampf in ihm vor, der sich nur zu deutlich in seinem, ungleichen Betragen ausspricht. Ich fürchte, der Grund dieser Erscheinung liegt in seinen politischen Verhältnissen, und wer weiß, ob sie uns ihn nicht bald entziehen. Wie werde ich das ertragen!

Den 5. April.

Mein Gott, wie mich die Tante quält! Will sie das alte Spiel beginnen? Jährt es sich, wie in der Zeit, so in ihrem Geiste, daß sie wieder anfängt, mir Grillen in den Kopf zu setzen, und meine Ruhe zu stören? Gestern sagte sie, es sey offenbar, daß Rialti mich nicht gleichgültig betrachte, und unter der Maske des Vertrauten die erste Rolle bey mir zu spielen suche; die Mutter sollte auf ihrer Huth seyn, und diesen Umgang nicht so ungestört zulassen. Es ist inconsequent von ihr, so etwas zu denken, da sie alle Umstände kennt; aber erschüttert hat mich diese Bemerkung doch. Nein, Rialti liebt mich nicht, er liebt kein Weib. Seine Geliebte

ist sein Vaterland, oder vielmehr die Idee, es zu retten. Ja, selbst wenn der Tante Vermuthung wahr wäre, dürfte mich diese Entdeckung nicht freuen. Ihn beherrscht ein gewaltiges Schicksal, es reißt ihn hinweg, hinweg von mir, hinweg von Allem, was er liebt, und begräbt ihn vielleicht einst unter den Trümmern seiner Entwürfe. Das sage ich mir hundertmahl, und doch verläßt, seit jener Rede der Tante, mich der Gedanke an die Möglichkeit nicht mehr, von diesem glühenden Herzen mit Liebe umfaßt zu seyn. Ach, wenn man mich doch in Ruhe ließe!

Dieselbe an dieselbe.

***dorf bey ** den 25. Aprill.

Wir sind nicht mehr in der Stadt, wie du aus der Aufschrift sehen wirst. Viel früher als sonst hat die Mutter sich heuer entschlossen, auf's Land zu gehn. Es ist wahr, der Frühling ist ungemein schön; auch machen Veränderungen, die im Haus und Garten zu treffen sind, ihre Anwesenheit hier nöthig. Indessen, so gern ich sonst aus der Stadt in unser stilles Dörfchen

schlich, so heimathlich mich alles hier anspricht, dießmahl wäre ich doch gern noch ein paar Wochen länger in ** geblieben. Es ist bey einer Stunde Weges bis hierher. Wer viel Geschäfte hat, muß die Zeit sparen. Das ist Rialtis Fall. Er kann uns jetzt viel seltner besuchen, als in der Stadt, wo wir ihn beynahe täglich sahen. Und da er ohnedieß nur höchstens drey Wochen bleiben kann, so hätte ich sehr gewünscht, diese in ** zuzubringen. Aber die gute Mutter fand es nothwendig, sie spricht so selten einen bestimmten Entschluß aus, wenn sie sieht, daß es der Tante oder mir nicht ganz angenehm ist; sie kommt mit ihren Wünschen und Forderungen bey sich selbst so wenig in Betracht, daß man sich eine Pflicht daraus machen muß, was sie einmahl als nothwendig anspricht, auch gleich zu thun, und durch keine Miene zu zeigen, als thäte man es nur aus Rücksicht. So habe ich auch, ohne ein Wort einzuwenden, sie heiter und gelassen hierher begleitet. Wir leben ziemlich einsam, denn auch die Tante folgt uns erst in einigen Tagen. Es ist schön auf dem Lande. Ich habe schon einige unvergeßliche Stunden genossen, wenn wir mit Rialti auf den anmuthigen Bergen spazie-

ren gingen, und das frische Grün der neubelaubten Wälder, die tausend Blumen der Wiesen, das milde Wehn der Frühlingslüfte, ihm wehmüthig, aber süß, wie er sagt, die Erinnerungen der theuren unglücklichen Heimath zurückrufen, und er uns mit so kindlicher Freude und dann wieder mit mühsam beherrschtem Zorn davon erzählt. Ach, Friederike! Wenn er nun fort seyn, ich ihn nirgends wiedersehen werde, und nicht weiß, ob er je zurück kommt! Er hofft es zwar, er sagt, er müsse in einiger Zeit wieder kommen, und werde mich dann noch einmahl um Gustavs wegen befragen. Das wird ganz unnöthig seyn, denn mein Sinn steht fest. Ich liebe Ehrhart nicht, und darum kann ich ihm meine Hand nicht reichen. Auch glaube ich nicht recht an Mialtis Wiederkunft. Ach er kann so wenig über sich bestimmen, steht so sehr unter dem Einfluß gewaltiger Mächte! Oft mag er es auch wohl denken; denn der Gedanke des Abschieds von uns thut ihm wehe, das sehe ich wohl. Er ist heimisch bey uns geworden; seit mein Bruder fern von uns ist, hat noch kein so schönes Verhältniß mit irgend Jemand zwischen uns gewaltet.

Emiliens Mutter an Friederiken.

Den 2. May.

Die gütige Freundschaft, welche Sie von jeher für meine Tochter hatten, Ihre nahe Verwandtschaft mit unserm Ehrhart, und der Antheil, den Sie an ihm nehmen, läßt mich glauben, verehrte Frau, daß ich mich mit dem Auftrage eines uns allen gemeinschaftlichen Freundes an Niemand besser als an Sie wenden kann; und so berichte ich Ihnen ein Ereigniß, welches vorgestern uns alle in große Bestürzung setzte, und bitte Sie, Ihrem Vetter davon zu melden, was Ihre Liebe für ihn Ihnen als räthlich zeigen wird.

Durch meiner Tochter Briefe sind Sie gewiß schon lange von dem Interesse unterrichtet, welches sie an Gustavs Freund, dem Marchese Rialti, genommen, und wie dieser nach und nach bewußtlos jenen bey ihr verdrängt, und aus einem Vertrauten der Gegenstand einer zwar nicht ausgesprochenen aber lebhaften Neigung geworden war, so wie auch er seinerseits die Geliebte seines Freundes längst nicht mehr mit ruhigen Augen betrachtet hatte. Wohl sah ich diese Neigung entstehen, wußte, daß hier

wenig Aussicht auf Vereinigung war, und hätte also sehr gewünscht, diesen Umgang abbrechen zu können. Doch da ich erst kürzlich eine sehr unangenehme Folge unzeitiger Einmischungen in das zarte Gewebe jugendlicher Gefühle gesehn hatte, da ich erkannte, daß der Marchese sich als Mann von Ehre mit großem Ernste beherrschte, und wußte, daß seine Anwesenheit nur noch kurze Zeit dauern würde, so behielt ich meine Beobachtung für mich, und begnügte mich, durch stete Aufmerksamkeit und Entfernung aus der Stadt, diesem Umgang, so viel möglich, von seinem schädlichen Einfluß zu entziehen.

Wir bewohnten also unser Landhaus seit ein paar Wochen. Rialti besuchte uns seltner, ich sorgte dafür, daß er Emilien wenig allein sprechen konnte; dennoch kam er, so oft es seine Geschäfte verstatteten. Emilie berechnete genau die Zeit, und so sah ich auch vorgestern, daß sie ihn erwartete. Es war ein trüber düsterer Abend, der Himmel nach einem Gewitter voll schwarzer zerrissener Wolken, die der Sturm wild umhertrieb, und den Mond abwechselnd verhüllte und zeigte. Eine Art melancholischer Färbung lag auf der ganzen Natur. Wir saßen,

die Arbeit beyseite gelegt, weil es stark zu dämmern begann, im einsamen Zimmer, und ich erkannte aus Emiliens Gesprächen wohl, daß das lange Wegbleiben des erwarteten Freunds sie beunruhige. Da rief man mich hinaus, weil des Marchese Kammerdiener mit mir zu sprechen habe. Etwas betroffen trat ich in den Vorsaal. Der Mensch war bleich und verstört, er fragte mich, ob sein Herr nicht hier sey, oder ob ich ihm nicht sagen könnte, wo er ihn wohl treffen möchte? Ein unerwartetes aber sehr drohendes Ereigniß mache es für diesen nothwendig, noch in dieser Nacht ** zu verlassen. Ich erschrack, und fragte nach der Ursache dieser Nothwendigkeit. Die persönliche Sicherheit seines Herrn sey gefährdet; das allein wußte der Kammerdiener von einem Freunde seines Herrn, der vor zwey Stunden vermummt und athemlos in seine Wohnung gekommen war, dem Kammerdiener befohlen hatte, den Marchese, wo er auch sey, aufzusuchen, Postpferde zu bestellen, und mit diesen und seinem Herrn sich an einem bezeichneten Ort einzufinden.

Rialti war nicht bey uns, das sagte ich dem Menschen, und gab ihm übrigens, so gut ich konnte, Nachweisung darüber, wo er vielleicht

seyn möchte; dann suchte ich mich zu fassen, und kehrte zu Emilien zurück, deren Auge mit lebhafter Spannung auf meinem Gesichte zu lesen suchte. Ich gab ihr eine gleichgültige Auskunft, und dachte sie vorzubereiten, als wir plötzlich Pferde ansprengen hörten, gleich darauf die Thüre aufflog, und Rialti in heftiger Bewegung, die er vergebens zu beherrschen strebte, in's Zimmer trat.

Ein paar Augenblicke sah er uns starr an, er schien unvermögend zu sprechen, dann sagte er: Verzeihen Sie diesen stürmischen Besuch in so ungewöhnlicher Stunde! Die Nothwendigkeit muß mich entschuldigen; ich verlasse ** noch diese Nacht.

Emilie stieß einen Schrey aus, und hielt sich zitternd am Tische, bey dem sie stand. Er beobachtete es, seine Züge veränderten sich gewaltsam, aber er hielt an sich.

Diese Nacht noch! sagte ich.

Ja, diese Nacht, und ich kann nicht fort, ohne Sie noch einmahl gesehn, gesprochen, Ihnen für die Freundschaft, mit der Sie mich behandelt, gedankt — Er hielt noch einmahl inne — seine Stimme versagte ihm, Thränen standen in den Augen des starken Mannes.

Und ist das so ganz unabänderlich? flüsterte Emilie kaum hörbar: Läßt sich nichts vorkehren?

Nichts, gar nichts! rief er schmerzlich: Meine Feinde sind auf meiner Spur. Sie wissen, was ich gegen sie gewirkt. Ein Vorwand, einen Unglücklichen zu verderben, ist bald gefunden. Man hat mich geheimer Verbindungen, gefährlicher Grundsätze beschuldigt, von welchen ich, bey Gott! nichts weiß. Ich muß fliehen, wenn ich nicht mein, und was mehr ist, meines Vaterlandes Schicksal aufgeben will. Noch diese Nacht — noch diese Stunde!

Jetzt hielt sich Emilie nicht länger, ihre Thränen brachen gewaltsam hervor. Er trat zu ihr, und ergriff ihre Hand. Zu reden war Keines im Stande, aber die Leiden hoffnungsloser Liebe sprachen unverkennbar aus Beyden. Emilie! sagte er endlich mit dem Ton der zärtlichsten Liebe: Behalten Sie mein Andenken, das Andenken eines Unglücklichen, der Ihrer nie anders, als mit der innigsten Achtung, der wehmüthigsten Freundschaft denken wird. Sie drückte sprachlos seine Hand an ihr Herz. Endlich wandte er sich zu mir, und gab mir ein Blatt: Senden Sie das an Ehrhart, gnädige Frau!

sobald Sie können; es enthält das Vermächtniß treuer Freundschaft an ihn, es unterrichtet ihn von meinem Schicksal.

Das Blatt ist offen, Marchese! sagte ich.

Vor Ihnen und Emilien habe ich kein Geheimniß. Ach, ich nährte einst schöne Hoffnungen; wir sollten miteinander leben, Emilie sollte meine Schwester, Sie meine Mutter seyn. Das ist nun vorbey! — Vorbey! Er fuhr mit der Hand über die Augen, und blieb in stummen Schmerz versunken stehn. Emilie! hub er dann wieder an: Schenken Sie mir ein Andenken dieser Stunde! Sehen werde ich Sie schwerlich mehr auf Erden. Sie griff rasch nach dem Ringe, den sie am Finger trug, hielt dann plötzlich inne, und sah mich zweifelnd an. Er aber, wie er ihre Bewegung gewahrte, faßte schnell nach ihrer Hand, zog ihr den Ring herab, küßte ihn, steckte ihr eben so schnell einen andern an den Finger, und rief: Für Jenseits! Dann kniete er vor mir nieder, und bath um meinen Segen. Emilie sank, ohne zu wissen, was sie that, neben ihm nieder. Ich war außerordentlich bewegt. Ach, welchen Segen hatte ich ihnen in diesem schmerzlichen Augenblick zu geben! Doch legte ich meine Hand auf ihre Häupter,

und empfahl sie dem Schutz des allliebenden Vaters.

In diesem Momente trat ein Mann, in einen Mantel eingeschlagen, in's Zimmer. Es ist die höchste Zeit! rief er. Rialti sprang auf; todtenbleich, wie ich ihn noch nie sah, reichte er mir und Emilien noch einmahl die Hände, der Fremde ergriff ihn am Arm, und riß ihn mit sich fort.

Vor dem Hause hielten zwey Reitknechte mit Handpferden. Rialti und sein Begleiter schwangen sich auf die ihrigen; noch einmahl winkte er nach dem Fenster herauf, noch einmahl grüßten wir ihn. Emilie hielt sich wankend an der Brüstung, bis der letzte Schimmer des weissen Mantels im Dämmerschein des Mondlichtes verschwunden war; dann sank sie zusammen. Ich versuchte sie zu halten, es war vergeblich; ihre Kraft und ihr Bewußtseyn war dahin. Wir brachten sie zu Bette. Seitdem hat sie sich ein wenig erhohlt, und der Arzt gibt mir Hoffnung, daß Zeit, Zerstreuung und der wohlthätige Einfluß des Frühlings viel wirken werden. Ich muß es erwarten, und hoffe auch für ihre Gesundheit Alles, für ihr Gemüth nicht viel. Dieser letzte Eindruck war zu gewaltig.

Emilie an Friederiken.

Den 20. Juny.

Es ist sehr lange, liebste Freundinn, daß du von mir nichts unmittelbar gehört. Die Mutter hat dir geschrieben, das weiß ich, und dir einen Brief an deinen Vetter beygeschlossen. Du weißt also, daß ich einige Tage recht krank war, und mich nur langsam erhohlt habe. Jetzt fühle ich mich ganz gesund; alles, was ich vorher an Arbeiten, Beschäftigungen, Spaziergängen unternehmen konnte, geht wieder seinen alten Gang ungehindert fort, ich sehe völlig aus wie zuvor. Aber — aber, Friederike, ich bin nicht mehr die, die ich zuvor war. In mir ist Alles anders, und ich mag wohl behaupten, ich bin seit den letzten zwey Monathen um zehn Jahre älter geworden.

Ein sonderbares Gefühl erhebt mich über mich selbst, über die Welt, über die kleinlichen Ereignisse des Tages, die ich bey meinen Bekannten und Freundinnen mit einem Gefühle, das aus Bedauern und Beneiden zusammengesetzt ist, eine so wichtige Rolle spielen sehe. Ach, was ist das Alles! Was sind diese eifrigen An=

stalten für Putz, Unterhaltung, und das Bekümmern um nichts bedeutende Angelegenheiten Anderer gegen den Gedanken, der mich seit Rialtis Abschied beherrscht! Er liebt mich! Dieses Gemüth hat mit der Kraft, die ihm eigenthümlich ist, mein Wesen umfaßt! Er hat es nicht ausgesprochen, aber ich weiß es dennoch. Mein Geist hat es in dem seinigen erkannt. Und auch er weiß, daß ich sein bin, sein auf ewig, nicht für diese Welt — für Jenseits, wie er es gesagt.

Seitdem betrachte ich mich als seine Verlobte, ich trage seinen Ring, er hat den meinen, und alles, was außer dieser Verbindung liegt, hat keinen Reiz, wie keinen Werth, mehr für mich. Ich weiß nicht, wo er lebt, ach, ich weiß kaum, ob er lebt; dennoch bin ich ruhig. Die Mutter lächelt zuweilen wehmüthig, wenn sie mich so sprechen hört. Sie meint, das Leben, die Zeit werden ihre Rechte auf mich und meine Empfindungen schon noch geltend machen; die Tante aber schilt mich, nicht, weil ich so fühle, sie mißbilligt keineswegs die Gesinnung; nur der Gegenstand ist ihr widrig. Sie faßt Rialtis Gemüth nicht, und darum kann sie nicht

begreifen, wie man ihn einem Dorval vorziehen kann.

Vielleicht weiß Ehrhart doch etwas von seinem Freunde. Von mir wäre es unzart, gerade ihn darum zu befragen. Du kannst es aber leichter in deinem Nahmen; ich bitte dich daher, es bey Gelegenheit mit guter Art zu thun. Jede, auch die kleinste Nachricht hat unendlichen Werth für mich, das kannst du wohl denken; und auch das Schlimmste wird mich wohl schmerzen, aber nicht niederbeugen, denn für diese Erde hoffe ich ja auf nichts. Leb wohl!

Friederike an Emilien.

M. den 30. August.

Dein Wunsch, meine theure Emilie, dir einige Nachricht von deinem fernen Freund zu verschaffen, mußte lange unerfüllt bleiben; aber es war nicht meine Schuld. Ich schrieb zwar alsogleich an Gustav, und da ich ihm einige Wochen vorher den Einschluß des Marchese, den ich durch deine Mutter erhalten, zugesendet hatte, so diente diese Mittheilung zur schicklichsten Gelegenheit, mich nach dem Verschwun-

denen zu erkundigen. Aber — wo war Gustav, als mein Brief ihn in Rom suchte? Er schwärmte in der Umgegend, in Tivoli, Terni, Frascati, ja bis zum Vesuv herum, zeichnete überall, war überall unstät, ein Ball der Laune, des Zufalls, wie immer, und ließ sich durch Phantasie und Umstände die Bahn seiner Reise, wie seines Wirkens, bezeichnen. Auf diese Art traf ihn denn mein Brief erst spät, und in einer Stimmung, in welcher Niemand, und du vor Vielen nicht, ihm etwas Saumseligkeit im Antworten verdenken kann. Er hatte bey Terni mitten unter Ruinen, in einer zauberischen Umgebung, ein Mädchen gesehn, daß ihm wie eine Erscheinung aus einer andern Welt vorkam. War es die Göttinn des ehemahligen Tempels, schrieb er, zwischen dessen zerbrochenen Säulen sie hervortrat? War es die Nymphe des Quells, der dort unter Gebüschen den Weg zum Abhange suchte? Kurz, eine Irdische war es nicht. Er findet eine auffallende Ähnlichkeit zwischen ihr und Raphaels Fornarina, und behauptet, was ihm freylich kein Mensch widerlegen kann, daß sie wohl aus der Familie dieses berühmten Mädchens abstammen, und somit die Zeit, wie schon öfters geschehn, dieselbe

Bildung in demselben Stamme habe wiederhohlen können. Mit einem Wort, der gute Gustav ist verliebt, und ich schreibe dir das Alles so ausführlich, damit dein Herz wenigstens von dieser Seite ruhig werden, und sich fernere Vorwürfe ersparen könne. Übrigens wird, wir hoffen es, auch diese Flamme nicht lange oder verderblich brennen. Künstler fassen ja immer mehr mit der Phantasie als mit dem Herzen auf, schmücken den Gegenstand mit den Reizen, die sie ihm leihen, aus, und nehmen, wenn Zeit und Natur sie von ihrer Täuschung überführen, den geborgten Schmuck ohne allzugroßen Schmerz zurück, um bald wieder ein neues Götterbild damit zu zieren.

Auf meine Frage nun nach seines Freundes Schicksal, antwortete er mir zwar etwas geheimnißvoll, wie es wohl die Sache und R..s Sicherheit zu fordern scheint, aber doch genügend, daß er lebe, daß er wohl sey, für seinen großen Zweck unablässig wirke, seine Landsleute in Corfu besucht, sich nach Constantinopel, ja sogar nach Janina gewagt, und überall Verbindungen angeknüpft und Feuerfunken gestreut habe, die seiner Zeit ihre Wirkung nicht verfehlen sollen. Wo er gerade jetzt ist, meldet

Gustav nicht, oder weiß es vielleicht auch nicht; doch kann es dir beruhigend seyn, durch diesen verläßlichen Mittelsmann immer in Kenntniß seines Schicksals bleiben zu können, und die neue Fornarina hebt dich auch über jede Bedenklichkeit, gerade hier Nachrichten zu hohlen, hinaus.

Noch Eins! Weißt du wohl, wie es mit jener Anstellung und dem fixen Gehalt war, auf welchen Gustav hätte rechnen können, wenn du dich entschlossen hättest, ihm die Hand zu geben? Er wußte nichts davon; aber Rialti's Großmuth hatte ihm ein gerichtlich auf seine mütterlichen Besitzungen in der Terra Ferma versichertes Instrument zugedacht, welches ihm ein hinlängliches Einkommen verschafft, und das vielleicht einen nicht unbedeutenden Theil von Rialti's eigenem Vermögen ausgemacht hätte. Gustav würde es nie angenommen haben. Es lag bloß der Vorsatz in Rialti's Geist, aber Jener fühlte sich eben so dadurch gerührt und verpflichtet, als wenn es zur Ausführung gekommen wäre. Es sind ein Paar edle junge Leute! Leb wohl!

Emilie an Friederiken.

Im Jänner.

Friederike! Was wird aus mir werden? Rialti ist in meiner Nähe, oder — er ist todt. Ich habe den Ring wieder gesehen, den ich ihm zum Abschied gegeben. Keine Täuschung konnte vorgehn, ich sah zu deutlich, und achtlos hat er ihn nicht von sich gegeben, das weiß ich.

Heut Nacht war ich mit der Tante auf dem Maskenball. Ich that es ungern, aber sie hielt es für *ihre* Pflicht, mich zu *zerstreuen*, wie sie es nennt, und für *meine*, dieses dargebothene Mittel zur Heilung zu ergreifen. Ach, wenn sie doch wüßte, wie wenig der eine und andere Zweck erreicht wird! Zu Hause zu bleiben, stand nicht in meiner Willkühr, aber vom Tanz wußte ich mich durch vorgebliches Kopfweh zu befreyen, und so blieb ich mit einer Bekannten in einer Nische des Saals sitzen, wo uns das Gewühl der auf und ab fluthenden Menge weniger belästigte. Unter den vielen, theils schönen, theils geschmacklosen Anzügen waren mir zwey männliche Masken in prächtiger Dalmatinischer oder vielmehr der Tracht der griechi-

schen Inseln aufgefallen. Sie hatten reich gestickte Leibchen, und blaue weite Pantalons, eine hochrothe Mütze bedeckte zum Theile das dunkellockige Haupt, und im Gürtel stacken Pistolen und ein Messer mit kostbar besetztem Griffe. Mit klopfendem Herzen sah ich ihnen nach. Welche Erinnerungen ketteten sich an diese Kleidung, besonders, da die Eine schlankere und längere Gestalt wohl zu noch beunruhigendern Vermuthungen Anlaß geben konnte! Um meine Ruhe, um die beabsichtigte Zerstreuung war es gethan! Meine Augen folgten den Masken, sie suchten sie überall, aber diese zeigten sich nicht mehr. Bald darauf erregte ein Tabuletkrämer, der allerley komische aber hübsche Waaren mit passendem Witz an die verschiedenen Masken austheilte, die sich um ihn drängten, die allgemeine Aufmerksamkeit. Er nahte sich auch uns, blieb vor mir stehn, beschäftigte meine Nachbarinn mit einem kleinen Geschenk, das aus zwanzig ineinander gefügten Schächtelchen bestand, und hielt mir einen goldenen Ring, auf weisses Papier geheftet, wie man diese Waaren zum Verkauf anzubiethen pflegt, hin. Ich langte darnach. — Großer Gott! Es war mein Ring, den ich Rial-

ti gegeben! Ich erschrack. Wo hast du den Ring her? rief ich. Aber die Maske nahm ihn mir hastig aus der Hand. Wie bist du zu dem Ring gekommen? wiederhohlte ich: Ich kaufe ihn, er koste was er wolle! Die Maske machte eine verneinende Bewegung, hielt das Papier hoch empor und sagte: O den bekommt Niemand von mir! Er gehört nicht mein! Und wo ist der, dem er gehört? rief ich in der heftigsten Bewegung. »Komm übermorgen wieder auf diesen Platz, so wirst du mehr hören«. Ich wollte antworten, der Tabuletkrämer hatte sich schnell abgewendet, und im Gedränge verloren. Ich bath meine Gefährtinn, mich zu begleiten. Wir eilten ihm nach, aber wir erreichten ihn nicht; denn er war stets von einer Menge Menschen umringt, zwischen welchen er sich meinen Blicken geschickt zu entziehen wußte, und nach einer Weile war er ganz aus dem Saale verschwunden.

Was soll ich von diesem Vorgang denken? Rialti muß auf irgend eine Art hier die Hand im Spiele haben. Oder sollte jene schreckliche Vermuthung — Nein! Nein! Er lebt. Ich hätte ein Zeichen seines Todes erhalten, das weiß ich. Sein Geist kann diese Erde nicht ver-

lassen, ohne daß er dem meinigen fühlbar wird. Also hat er den Ring mit Absicht hergegeben, um ihn mir zu zeigen. Was werde ich morgen hören? Wer war der Tabuletkrämer? Wenn ich mir die neugriechischen Masken zurück rufe, die ich später nicht mehr sah, so dünkt mich, es wäre möglich, daß die kleinere, und dieser Tabuletkrämer Eine und dieselbe Person waren. Und wer, o Gott! wer mag denn die schlankere Gestalt gewesen seyn! O daß es schon morgen Abends wäre!

Im Februar.

In den letzten Tagen meines Aufenthalts in meiner Vaterstadt, im Begriff, sie an der Hand des geliebten Gemahls zu verlassen, schreibe ich dir, theure theilnehmende Freundinn, um dir von Allem Nachricht zu geben, was sich seit jenem ersten Maskenball beglückend und schmerzlich mit deiner Emilie zugetragen. O wer mir damahls mein jetziges Loos prophezeyt hätte! Ich würde ihm kaum geglaubt haben. Auch mußt du vergeben, wenn meine Erzählung die Spuren der inneren Bewegung trägt, in der sich

mein ganzes Wesen seit jenem Momente unaufhörlich befindet. Wie kann man Rialti angehören, von seinem Geiste sich geleitet, umfaßt, gehoben fühlen, und noch empfinden, wie andere Menschen!

Meine Mutter selbst begleitete mich auf jenen zweyten Ball. Mein Auge forschte nach dem Tabuletkrämer, nach den griechischen Masken. Es wollte sich keine zeigen. Endlich trat ein Mann im schwarzen Tabarro zu uns, suchte uns in ein Gespräch zu verwickeln, und ich glaubte, wie sich der Mantel auseinander schlug, die blauen Unterkleider, und den reichen Gürtel jener griechischen Masken, zu erblicken. Nicht lange darnach, stand ein zweyter schwarzer Tabarro, nur von höherem Wuchse, hinter dem, der mit uns sprach, und ich sah wohl, daß er die Augen fest auf uns gerichtet hielt. Eine süße Beunruhigung ergriff mich, ich konnte meine Blicke nicht mehr von der zweyten Maske abwenden, ich hörte nichts mehr, was die Andern sprachen, ich bewachte jede Bewegung, jede Wendung jener Gestalt, und immer heller und immer sicherer wurde eine entzückende Vermuthung in mir. Jetzt vernahm ich, daß der Erste meiner Mutter etwas von Mitternacht,

und vom Speisesaal sagte; aber ich war zu beschäftigt, um genau aufzumerken. Da kam eine Fluth von drängenden Menschen, die beyden Tabarros geriethen in ihre Mitte, und waren verschwunden. Ich war bestürzt, ich wollte die Mutter bitten, sie mit mir aufzusuchen; da sagte mir diese, ich sollte mich beruhigen, wir würden bald Alles erfahren, der Unbekannte habe sie ersucht, sich mit mir um Mitternacht in dem kleinen Zimmer neben dem Speisesaale einzufinden, wo ein Fremder mir etwas Wichtiges vom Marchese Rialti zu eröffnen habe. Zur Beglaubigung zeigte er auch ihr jenen wohlbekannten Ring. Er ist's, er ist's! rief ich: Ich habe ihn gesehn. Er war es selbst, der hinter seinem Freund gestanden!

Gleich nach Mitternacht führte mich meine Mutter in jenes bezeichnete Zimmer. Wie wir eintraten, standen jene zwey griechischen Masken von vorgestern, mit Larven vor den Gesichtern, da. Der Kleinere ging sogleich vor die Thüre hinaus, vermuthlich um uns vor Überfall zu sichern. Die andere schlankere Gestalt, nahm die Maske ab und näherte sich uns. Er war es, und, alles übrige vergessend, flog ich an seine Brust. Welch ein Augenblick nach

so langer, so schmerzlicher Trennung! O Gott, wie war er schön, bezaubernd in seiner heimathlichen Tracht! Laß mich über Alles hingleiten, was dann vorging, was er mir sagte; es verträgt keine Schilderung. Nur das kann ich dir sagen: hätte ich acht Jahre so gelitten; wie diese acht Monathe, dennoch wären alle diese Schmerzen überschwenglich in jenen Augenblicken vergolten worden.

Er war im strengsten Incognito hier. Niemand durfte seine Anwesenheit ahnen; denn noch lag jener ungerechte Verdacht auf ihm, und er arbeitete erst daran, durch Briefe und Zeugnisse angesehener Personen unser Gouvernement von seiner Unschuld zu überführen. Aber er wußte, daß Gustav seine Gesinnung geändert hatte; Hoffnungen lebten in ihm auf, und er mußte selbst hören, selbst sehen, ob ich ihn genug liebte, um das Wagniß einer festen ewigen Verbindung mit einem den Rachegeistern Verfallenen, wie er sich nennt, einzugehn. Er hat der Mutter Alles erklärt, was seine ökonomischen und Familien-Verhältnisse betrifft; ich habe nicht viel darauf Acht gegeben. Wußte ich doch, daß er mich liebte, daß ich sein seyn sollte! Wie konnte etwas anderes Platz in meinem Ge-

müthe finden! Aber die Mutter hat mir auch seine gefährliche Existenz, das Loos, welches mir an seiner Seite bevorsteht, ohne Schonung entwickelt; er selbst hat mir alle furchtbaren Möglichkeiten, denen seine Sinnesart, wie sein Lebenszweck, ihn aussetzt, offen, ja, ich kann sagen, übertrieben geschildert. Mich schreckt es nicht. Ich bin entschlossen sein Schicksal zu theilen, wie gefahrvoll, wie stürmisch es sich auch gestalten mag; denn ich kann nicht anders, weil mein Wesen ein Theil des seinigen ist. Als ich meiner Mutter dieß alles sagte, wich sie endlich mit milder Freundlichkeit meiner Überzeugung, sagte, daß mein Glück das ihrige sey, und sie weder meine Gründe noch meinen Entschluß mißbilligen könne. Hierüber ist aber nun die Tante höchst ungehalten, sie predigt mir unaufhörlich von den Gefahren vor, die ich mit einem Manne von Rialtis Sinnesart laufen müßte, und mahlt mir die schrecklichsten Bilder künftiger Stürme. Sonderbar! Je furchtbarer sie mir die Nacht um ihn, und ihn mitten in derselben zwischen Gefahren und Gewittern zeigt, je liebenswürdiger erscheint er mir, je williger fühle ich mich, mich da mit ihm hineinzustürzen, und mit ihm unterzugehn,

wenn es des Himmels Rathschluß also verhängt; denn ist sein Streben wohl eigensüchtig, ist es nicht erhaben, indem er das Glück seiner Mitbürger zum Ziele hat?

Bald nach jener Unterredung auf dem Balle war er auch so glücklich, seine Unschuld von unserm Fürsten anerkannt zu sehn, der sich seiner nun mit Wärme annimmt. Nun ist er fast immer bey uns, sein schönes Gemüth entwickelt sich immer reiner, immer liebenswürdiger, und immer strahlender sehe ich den Zweck meines Lebens vor mir, sein Schicksal zu erheitern, die wenigen Blumen zu sammeln, die auf seinem rauhen Erdenpfade blühen, und mich ganz und freudig ihm zu opfern.

Unser gewöhnlicher Aufenthalt wird Venedig seyn; doch werden uns wohl die Wogen des Zufalls, bald hierher, bald dorthin treiben. Mein Vaterland ist künftig, wo Er ist, in seinen Armen! Die Trennung von meiner Mutter würde mir sehr schwer fallen, und mein Glück verbittern; aber sie hat sich auf Rialtis und mein Bitten entschlossen, uns vor der Hand zu begleiten, und mir bey der ersten Einrichtung des Hauses beyzustehen. Und wie es dann später seyn wird, wollen wir erwarten,

und uns nicht vor der Zeit mit marternden Gedanken quälen. Rialti wird viele Reisen zu machen haben; wie leicht kann es sich fügen, daß er mich wieder zu ihr bringt, oder es ist uns anderswo eine Annäherung, ein Wiedersehen beschieden.

Leb nun wohl, liebste Friederike! Sobald Rialtis Geschäfte abgethan sind, höchstens in acht Tagen, ist unsere Vermählung, und zwey Tage darauf unsere Abreise festgesetzt. Aus Venedig mehr und ausführlicher!

Der Pflegesohn.

Der Pflegesohn.

Als ich vor vielen Jahren einst im Bade zu *** war — erzählte neulich Herr von B* in einer kleinen Gesellschaft —, und meiner Gewohnheit nach die einsamern Spaziergänge aufsuchte, traf sich's, daß ich fast täglich einem jungen Paare begegnete, vor dem ein allerliebster Knabe von fünf bis sechs Jahren daherhüpfte. Fast hätte mich die Jugend des Mannes bey der Ähnlichkeit seiner Gesichtszüge mit denen des Knaben verleitet, ihn für einen ältern Bruder desselben zu halten. Der Knabe war dennoch sein Sohn, wie ich erst später erfuhr, und das jugendlich heitere Wesen, das immer an seinem Arme hing, seine Frau. Diese kleine Familie und ich wurden, wie das zu geschehen pflegt, durch bloßes öfteres Sehen bekannt. Zuerst begrüßten wir uns stumm, später wurden ein paar freundliche Worte gewechselt, mit der Zeit hielten wir jedes Mahl ein kleines Ständchen, wenn wir uns begegneten, und zuletzt wurde auf mein Einfinden ordentlich

gerechnet, und ich gebethen, die Familie in ihrer Wohnung zu besuchen.

Ich fühlte mich bald heimisch bey diesen Menschen; die heitere Freundlichkeit der emsigen Frau, das bestimmte und doch so feine Betragen des jungen Mannes machten mir ihr Haus mit jedem Tage werther. Sie waren beyde vorzüglich gebildet, und überhaupt von jenen höhern Naturen, bey denen, wenn sie sich auch bestreben, ihren innern Gehalt unter dem einfachsten Äußerlichen zu verbergen, der bessere Geist und das geläuterte Gefühl sich unwillkührlich verräth.

Wir waren nun bekannt, und wurden bald vertraut. Ich erfuhr, daß Herr von Sohrau Kriegsdienste gethan, aber wegen einer schweren Blessur, die ihn nöthigte, jährlich das Bad zu besuchen, seinen Abschied genommen hatte, und nun auf einem kleinen Landgute nicht fern von *** lebte. Beyde sprachen mit hoher Freude von ihrem ländlichen Aufenthalte, und luden mich ein, sie dort zu besuchen, oder lieber gleich dahin zu begleiten. Als ein angehender Hagestolz, der in der Welt durchaus kein Geschäft und Verhältniß hatte, konnte ich sogleich von dieser Einladung Gebrauch machen; und so kam ich mit ihnen, nach einer angenehmen Tagreise, zuerst in der

reichgebauten Ebene, und dann durch freundliche Thäler und immer höhere Waldgebirge auf dem netten Schlößchen an, das in einem weitläufigen Thalgrund am Ufer eines hellen Waldstroms lag. Friede und Heiterkeit empfingen mich hier, und ein stilles zweckmäßiges Walten sprach sich in allen Umgebungen, in der einfachen Einrichtung der Zimmer, in der Anlage der Gärten, wie in dem Betragen der Dienstleute und Untergebenen, aus.

Mir war sehr wohl in diesem Hause. Es war gar nichts, was mich hier gestört oder mir unheimlich geschienen hätte, als zuweilen eine leichte Wolke von Ernst und beynahe Trübsinn auf Sohrau's Stirn. Da er aber in seinen häuslichen Verhältnissen so durchaus und mit Recht glücklich schien, so schrieb ich diese Erscheinung körperlichen Leiden zu; denn seine Wunde schmerzte ihn bey jeder Wetterveränderung, und es war rührend zu sehen, wie seine Frau dann mit ihm litt, und was sie aufboth, seinen Zustand zu erleichtern.

So waren mehrere Tage vergangen, als ein Geschäft mich einst in Sohrau's Schreibcabinet führte, das ich noch nie betreten hatte, und ich über seinem Schreibtische das Bild einer jungen

und sehr hübschen Frau erblickte, die ganz und gar nicht die seinige war, und, um seine Mutter zu seyn, in den zarten blonden Zügen und dem ganzen Ausdruck ihres Gesichtes viel zu wenig Ähnlichkeit mit Sohrau hatte. Ich konnte mich nicht enthalten, während des Gesprächs öfters nach dem Bilde empor zu sehen, und meine Bemerkungen im Stillen zu machen. Er sah meine Zerstreuung, folgte meinem Blick; sein freundliches Gesicht wurde plötzlich ernst, und mit feyerlicher Wehmuth sagte er: Sie betrachten dieß Bild hier? Es ist das Portrait einer sehr edeln, einer sehr unglücklichen Frau, der ich alles verdanke, was ich bin.

Also doch ihre Mutter? — Ich dachte es — obgleich —

Das war sie im edelsten Sinne des Worts. Sie hat mir zwar nicht das Leben gegeben, aber was unendlich mehr werth ist, als das Leben, was ihm erst Gehalt und Zweck gibt — Ausbildung und moralischen Werth, wenn einer an mir ist.

Sein großes dunkles Auge heftete sich bey diesen Worten mit einem Ausdruck inniger Liebe und Wehmuth auf das Bild — und ich glaubte eine Thräne darin glänzen zu sehen. Mich ver-

langte sehr, etwas Näheres von dieser Frau zu erfahren; da aber Sohrau schwieg und tief bewegt schien, schwieg ich auch, und erwartete von der Zeit einige Aufklärung.

Sie blieb nicht aus. Franziska, so hieß die Frau von Sohrau, hatte für einige Tage häusliche Geschäfte mit Einbringung, Aufbewahrung und Trocknung des Obstes. Das einfallende böse Herbstwetter, das Sohrau's Schmerzen aufregte, zwang ihn, sich in seinem Cabinete zu halten; Franziska war froh, ihn, während sie nicht um ihn seyn konnte, nicht ganz allein zu wissen. So brachten wir manche Stunde dem räthselhaften Bilde gegenüber zu, an dem Sohrau's Auge sehr oft und mit unaussprechlich trübem Ausdrucke hing. Ich hatte mir vorgenommen, nicht davon zu sprechen; aber Sohrau brach selbst einmahl, als wir an einem düstern Nachmittag zusammen im Cabinete saßen, das Stillschweigen, indem er, das Bild anblickend, sagte: Ich habe Ihnen noch nie von meiner Tante erzählt, und sie verdient so sehr, von guten Menschen gekannt und nach ihrem Werthe beurtheilt zu werden.

Ich zeigte ihm mein Verlangen, von einer Frau zu hören, auf welche seine frühern Äußerungen mich aufmerksam gemacht hatten.

Es ist nicht bloß meine Tante, deren Andenken ich durch die Erzählung dessen, was sie war, feyern möchte; Sie werden auch meine Frau von einer Seite kennen lernen, die Sie zweifelhaft machen wird, welcher von beyden Sie den Preis der Vortrefflichkeit zusprechen sollen; und dann werden Sie mich beneiden oder bedauern, daß die zwey edelsten Wesen ihres Geschlechtes mich so nahe angingen.

Ich war durch diese Einleitung noch gespannter geworden, und bath ihn, anzufangen. Er begann nun, mir die Geschichte seiner Kindheit und Jugend, oft von starken Gemüthsbewegungen, oft von der Dazwischenkunft seiner Frau oder seines Sohnes unterbrochen, zu erzählen, so, daß es mehrere Tage dauerte, bis ich nur ungefähr die Hälfte der Erzählung vernommen hatte. Als er bis auf einen gewissen Punct gekommen war, sah ich die Gewalt, welche diese Erinnerungen über ihn ausübten; und da er sich ohnedieß nicht ganz wohl befand, bath ich ihn, nicht fortzufahren. So gab er mir denn am folgenden Tage einige Hefte und Briefe, welche mich in den Stand setzten, das Ganze richtig zu beurtheilen, natürlich aber mit der Bedingung, nie etwas davon bekannt zu machen.

Ich habe dieß Versprechen treulich gehalten, so lange Vernunft und Achtung gegen meinen Freund diese Zurückhaltung forderten. Nun sind viele Jahre darüber hin; manche Personen, die in dieser Erzählung vorkommen, leben nicht mehr, manche in ganz andern Verhältnissen und Ländern. So kann ich diese kleinen Begebenheiten wohl bekannt machen, versteht sich, so geordnet und gestellt, wie ich es der Deutlichkeit und lebendigen Anschauung der Charaktere am gemäßesten fand, da diese Charaktere allein, und das Wirken derselben auf einander, das Hauptinteresse der einfachen Geschichte ausmachen.

Und damit gab Herr von B* der Gesellschaft folgendes Heft.

Es ist nicht auszukommen mit dem Jungen! sagte Herr von Veldeck, indem er sich zu seiner Frau wandte, und dem Bedienten den zerbrochenen Japanischen Topf wieder hinreichte, den der wilde Gustav, als er eben zuvor durch den Saal gestürmt war, vom Gestelle herunter geworfen hatte. Man muß ihn ernstlich strafen! Hörst du? Kündige es ihm an!

Sehr wohl! erwiederte die Frau.

Sobald er aus dem Collegio zu Hause kommen wird, hörst du?

Es soll geschehen!

Aber ich begreife nicht, hob Herr von Veldeck auf's neue an, wie das hat zugehen können? Stand denn die Vase nicht an ihrem Ort, oder war sie nicht fest gemacht?

Frau von Veldeck rückte ungeduldig auf ihrem Sitze; ihr Gemahl hörte nicht auf, mit Wie, Warum und Weßwegen in sie und den Bedienten zu dringen, bis er endlich herausgebracht hatte, daß der junge Herr gestern den Canarienvogel der gnädigen Frau, der ausgekommen war, vom Gesimse habe herunterhohlen wollen; daß er darum die Vase von dem Piedestal los gemacht und weggesetzt habe, und von dort auf den Schrank gestiegen sey.

Jesus! Maria! Auf den Schrank! Auf meinen Mahagonyschrank, wo die Muschelcollection ist? Der heillose Bube! Der verdammte Vogel! Mit diesen Worten stürzte Herr von Veldeck zur Thür hinaus, um nachzusehen, was etwa noch für ein Unglück geschehen seyn möchte.

Frau von Veldeck stand vom Frühstücktische auf. Ein leiser Seufzer entschlüpfte ihren Lippen; sie trat an's Fenster und sah gedankenvoll hinaus.

Da haben wir's! erscholl die Stimme des zurückkehrenden Gemahls hinter ihr: Ein ganzes Stück von der Leiste sammt der Bronze abgebrochen! Dacht' ich's doch gleich! Mit den verdammten zahmen Vögeln! Überall flattern sie herum, beschmutzen Alles, Kupferstiche, Schränke, Büsten. Das sag' ich dir, Lenore, entweder sperre künftighin den deinigen ein, oder ich drehe ihm den Hals um!

Es ist das erste Mahl, daß er aus meinem Zimmer gekommen ist. Die Kammerjungfer hatte die Thür offen gelassen.

Es kann aber noch tausend Mahl geschehen; darum — eingesperrt oder todt!

Frau von Veldeck nickte, ohne zu antworten.

Halt! rief der Herr dem Bedienten zu, der mit den Scherben des Topfes aus dem Zimmer gehen wollte: Da fällt mir was ein. Man kann ja das Porzellan kitten. Ich habe ein Arcanum. Geh, Lorchen, hier ist der Schlüssel. Und nun bedeutete er seiner Frau, in welchem Schranke, in welchem Schubfach, in welchem Papierchen sie den Kitt finden sollte. »Bringe mir das Ding, und du, Martin, einen brennenden Wachsstock, setze auch den Tischlerleim warm! Ich will gleich den Schrank ausbessern. Die Axt im Hause

erspart den Zimmermann, sagt Wilhelm Tell, und das ist das vernünftigste Wort, das der Schiller, oder wie er heißt, geschrieben hat.«

Leonore ging. Sie und der Bediente brachten das Geforderte. Veldeck setzte sich hin, und fing an, sehr geschickt die zerbrochenen Stücke an einander zu fügen, indem er sie mit einer klebrichten Substanz bestrich, und am Lichte zusammenschmolz. Aber indeß er jedes angelöthete Scherbchen seiner Frau mit wohlgefälligem Wesen zeigte, hörte er nicht auf, über Gustav, den Vogel und alle Menschen in seinem Hause zu klagen, dieselbe Sache zehn Mahl mit andern Worten zu sagen, und sich im voraus zu freuen, wie er den unbändigen Burschen tüchtig strafen wolle, daß er sich sobald nicht sollte gelüsten lassen, auf seine Schränke zu klettern. Leonore machte ihn sanft auf Gustavs Alter aufmerksam, sie bemerkte, daß man einen Jüngling von siebzehn Jahren nicht wie ein Kind behandeln könne; aber damit war Öhl in's Feuer gegossen. Veldeck warf sich erst recht in die Brust, und verhieß, dem Burschen, Leonoren und der ganzen Welt zu zeigen, wer Herr im Hause sey, und ob man sich unterstehen dürfe, ihm zuwider zu handeln. Leonore erwie-

derte nichts mehr; sie ersah den Augenblick, wo ihr Gemahl aufstand, und unter unaufhörlichem Brummen seine sieben Sachen zusammensuchte, und verließ unbemerkt das Zimmer.

Herr von Veldeck war der einzige Sohn eines sehr bemittelten Landedelmanns, und nach dem Tode seines Vaters das Haupt der Familie gewesen, welche aus niemand als der verwitweten Mutter, die in dem einzigen Sohne lebte, und einer jüngern Schwester bestand. So war es ihm leicht geworden, seinen Willen zum Gesetz des Hauses zu machen, und er empfand es daher sehr hoch, als seine Schwester wider seinen Rath und endlich sogar gegen sein ausdrückliches Verboth einem jungen Offizier von vielen guten Eigenschaften und wenigem Vermögen die Hand gab. Ihm war von jeher der Krieg, und alles, was dazu gehört, ein Gräuel gewesen; so legte er denn auf diese Schwester und ihren Gemahl einen unversöhnlichen Haß, und wußte seine Mutter leicht zu stimmen, daß sie in seine Ansichten einging. Frau von Sohrau durfte das väterliche Haus nicht mehr betreten, und folgte ihrem Gemahl zu seiner entfernten Garnison. Indeß starb die Mutter. Veldeck wurde ihr ausschließender Erbe; was der Tochter zufiel, verdiente kaum

genannt zu werden. Er reichte bald darauf einem sehr liebenswürdigen, sanften Mädchen die Hand, dem man, als es mit sechzehn Jahren aus einer sehr beschränkten Lage in die Welt trat, den wohlgebildeten, reichen und jungen Mann für ein besonderes Geschenk des Himmels ansehen lehrte. Es war auch im Grunde nichts wider Herrn von Veldeck einzuwenden. Bey einem angenehmen Äußern, bey feinen Sitten und großem Vermögen, besaß er viele und seltene Kenntnisse; überdieß spielte er nicht, trank nicht, schweifte auf keinerley Art aus, und Leonore versprach sich sehr glückliche Tage an seiner Seite. Ihr sanftes Gemüth, ihr fein gebildeter Geist würde sich beynahe in jedes Verhältniß zu finden, und aus jeder Steppe Blumen zu locken verstanden haben; und so lebte sie denn wirklich schon mehrere Jahre in einer zwar kinderlosen, aber ruhigen Ehe mit ihm.

Der Schwager ihres Gemahls, Herr von Sohrau, war lange schon den Tod für's Vaterland gestorben; seine Frau war ihm in kurzer Zeit darauf gefolgt, und nur ein einziges Kind, ein Knabe von wenigen Jahren, blieb unter den Händen der Cameraden seines Vaters zurück, die sich des armen, niemand angehörigen Waisen

annahmen. Ohne eigentliche Aufsicht, ohne Zucht und Bildung wuchs der Knabe kühn und unbändig heran. Veldeck erlaubte nicht, den Nahmen seiner Schwester zu nennen; und es war eine von den mancherley trüben Stellen in Leonorens häuslicher Lage, so gar nichts für die unglücklichen Verwandten ihres Mannes thun zu können. Nach einigen Jahren kam das Regiment, bey welchem sich der kleine Gustav herumtrieb, in die Residenz, wo sein Oheim lebte. Die Offiziere erfuhren dieß; man erzählte es herum, und jemand übernahm es als eine Pflicht der Menschlichkeit, mit dem Oheim von dem Sohne seiner Schwester zu sprechen.

Die Öffentlichkeit des Verhältnisses, die armselige Gestalt, unter der das Kind sich beym Regimente aufhielt, das laute Gerede der Stadt, die Äußerungen der Offiziere, alles das stürmte auf Ein Mahl auf ihn ein; er sah keine Möglichkeit mehr, sich länger einer von Natur und Ehre gebothenen Pflicht zu entziehen, und ließ den Knaben zu sich kommen. Bey seinem Anblick erschrack er über diese Verwilderung, diesen Schmutz, diese Unart, und schon reute es ihn, sich auf irgend eine Art mit diesem widerlichen Kinde befaßt zu haben; aber er konnte nicht mehr zurück.

Die Stadt wußte davon; er mußte etwas für seinen Neffen, für seine Familienehre thun. Er beschloß also, ihn in das adelige Erziehungshaus zu bringen; aber das ging nicht so geschwind, und, da das Regiment wider alles Vermuthen plötzlich Befehl zum Aufbruch erhielt, blieb nichts übrig, als den Wildfang zu sich in's Haus zu nehmen.

Mit dem Einzuge des Knaben kam Unruhe und Störung in den stillen Haushalt, in welchem sonst alle Geschäfte und Genüsse wie an einem Schnürchen nach der Uhr abgelaufen waren. Es war eine andere Eintheilung der Zimmer nöthig. Herr von Veldeck hatte in dem großen Hause jedes Gemach schon längst zu einem gewissen Zweck bestimmt. Seine Collectionen, seine mancherley Arbeiten, womit er jene und das ganze Haus immer in baulichem Stande erhielt, seine Schreinerey, seine Drechselbank hatten ihren unumgänglich nothwendigen Platz; und eben so wurde es in Ansehung aller andern häuslichen Verrichtungen gehalten. Es war daher sehr schwer, in vierzehn Zimmern einen Platz für den neuen Ankömmling zu finden. Aber Frau von Veldeck wußte Rath, und nach einigen Einwendungen ward endlich nicht bloß ein Zimmer für Gustav, son-

dern auch ein Stübchen daneben ausgemittelt, wo ein eigens für ihn angenommener vertrauter Bedienter schlafen, und über sein äußeres Betragen die Aufsicht führen konnte. Doch das alles erklärte Herr von Veldeck bey jedem Fuß breit Terrain, das seine Frau für den Kleinen gewann, nur einstweilen, nur bis zu seiner Unterbringung in die Academie, wozu er sogleich die nöthigen Schritte thun wollte.

Frau von Veldeck hatte nichts dagegen — sie kannte ihren Gemahl. Die nöthigen Schritte erforderten Zeit, Gänge, Schreibereyen und allerley Umtrieb, wozu Herr von Veldeck, der keinen Beruf, aber eine Menge Geschäfte hatte, schwerlich Zeit fand. Ihr Herz hatte den Plan, ein armes, verlassenes, und ihrem Hause so nahes Wesen durch sorgfältige Leitung zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu bilden, mit Wärme ergriffen. Schon längst hatte sie sich ein solches Verhältniß gewünscht, da ihr das schönere Los, diese Pflicht an eigenen Kindern zu üben, versagt war. Sie glaubte an dem vernachlässigten, dem Anscheine nach liederlichen Knaben gute Anlagen zu entdecken; sie fand, daß er vor jedem andern mit Recht Anspruch an die Liebe so naher Verwandten machen könne, und sie war entschlos-

sen, sich diese Gelegenheit nicht, wie so manche frühere, durch Hindernisse und Einstreuungen aus den Händen winden zu lassen.

Gustav war also vorerst im Hause seiner Verwandten. Die nöthigen Schritte wurden angefangen; aber Woche an Woche verging, und es war im Grunde nichts geschehen. Es wäre ohne Zweifel leicht gegangen, wenn jemand anders statt Herrn von Veldeck hätte handeln mögen. Indeß er aber von der Zeit, wo sein Neffe in der Akademie seyn würde, als von einer nahen Zukunft sprach, hatte seine Frau dafür gesorgt, daß wenigstens das Äußere des Knaben dem Oheim kein Anstoß mehr seyn konnte. Sein Geburtstag fiel in diese Zeit. Frau von Veldeck hatte mit Schneider und Friseur Rücksprache genommen; sie selbst hatte Hand angelegt und einen hübschen Glückwunsch aufgesetzt, den der Kleine auswendig lernen mußte — und am Morgen des festlichen Tages, auf dessen förmliche Feyer Herr von Veldeck sehr viel hielt, trat sie in einem sehr geschmackvollen Anzuge mit dem Knaben vor sein Bett. Veldeck wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. An der Hand der liebenswürdigen Frau, deren angenehme Züge Freude am Guten und mütterliche Freundlichkeit verklärten, stand

ein schöner brauner Junge mit dunkeln Augen, die hinter dem reichen schwarzen Gelocke hervorblitzten, im eleganten Kleide, dunkelgrün mit Roth besetzt, das den kräftigen schlanken Wuchs des eilfjährigen Knaben vortheilhaft zeigte. Dieser sagte nun mit natürlichem Anstand und schöner Stimme einen eben so herzlichen als ehrerbiethigen Glückwunsch her, und küßte darauf sehr artig dem Oheim die Hand. Und dieser schmucke Junge war sein Neffe! Der sah gar nicht übel aus! Den Neffen konnte man schon vor der Welt sehen lassen! Der Oheim lächelte beyfällig; er dankte freundlich seiner Frau und dem Knaben, und eine sanfte Erinnerung der erstern an diesen, immer dieses Morgens, und der Güte seines Oheims eingedenk zu seyn, erhob auch Gustav so sehr, daß er den ganzen Tag über in keine seiner Unarten fiel, und nach einem sehr vergnügten Tage, wo er den zahlreichen Gästen an der Mittagstafel, und Abends beym Spiel mit Wohlgefallen als ein Glied der Familie vorgewiesen, und mit Liebe und Freundlichkeit aufgenommen wurde, kam sogar das neue Kleid ohne Flecken und Riß in die Hände des Bedienten zurück.

Einige Zeit wirkten die Eindrücke dieses Tages in Gustav und dem Oheim noch. Es war keine

Rede von der Akademie; die Tante wußte geschickt die gute Stimmung zu verlängern, und allerley Gedanken in ihrem Manne zu erregen. Es wurde ein Tanzmeister aufgenommen, weil Gustavs schöner Wuchs, seine Gewandtheit und Kühnheit im Klettern und Springen diesem Unterricht Ehre zu machen versprach. Zu dem Tanzmeister kamen Fecht-, Musik- und Zeichenmeister; andere Lehrer hatte er ohnedieß. Seine Zeit war besetzt, sein Hang zur Ungebundenheit sehr beschränkt; seine Abneigung vor Sitzen und anhaltendem Fleiß sollte gewaltsam überwunden werden. Das ging sehr schwer, und außer dem Fecht- und Tanzmeister führten alle mehr oder minder schwere Klagen über seine Unfolgsamkeit, Zerstreuung und stürmische Wildheit. Die Beschwerden des Oheims fingen wieder an, mit ihnen das ewige Zurechtweisen, Tadeln, Strafen und Drohen. Die Tante schlug vor, ihn in die öffentliche Schule des Orts zu schicken; sie rechnete auf des Knaben Ehrgeiz. Der Oheim haßte den öffentlichen Unterricht, und zitterte davor, denn er war unter den Flügeln seiner Mutter aufgewachsen; aber Gustav wuchs heran, und wollte er ihm nicht einen eigenen Hofmeister halten — wozu er sich, als zu einer neuen Umwälzung seines Haus-

wesens, unmöglich entschließen konnte — so mußte er jenen Weg als den einzig übrigen einschlagen.

Leonore hatte richtig vorhergesehen. Beyspiel, Nacheiferung, selbst das freyere Herumtreiben unter Knaben seines Alters wirkten wohlthätig auf Gustav; er machte schnelle Fortschritte, und war bald einer der Ersten in der Schule. Wenn auch zuweilen Klagen über manchen Streich seiner kindischen Laune oder Wildheit einliefen, so sprach doch immer das Zeugniß seiner Professoren bey dem Oheim zu seinem Vortheil, und mehr als alles das die Macht der Gewohnheit, indem nach Verlauf eines Jahres jede Spur der Neuheit verwischt, und Gustav als ein ergänzender Theil des Hauses betrachtet wurde.

Jahr an Jahr verging so. Gustav lernte alles leicht und schnell, was ihn freute, oder wozu ihn seine Kameraden anfeuerten; aber kein Tadeln und Schelten seines Oheims, keine Klagen seiner Lehrer brachten ihn dahin, etwas zu lernen, was ihm widrig war, oder gar unnöthig schien, ja, je bestimmter er dazu angehalten wurde, je ungeduldiger ertrug er den Zwang. Es fielen sehr stürmische, sehr unangenehme Auftritte zwischen ihm, seinen Meistern und seinem Oheim vor; und in einem derselben ging seine Wildheit

so weit, daß er Bücher und Geräthschaften zum Fenster hinaus warf, und sich beynahe an dem Lehrer, einem pedantischen Manne, der ihn schimpflich behandelte, vergriffen hätte. Der Lehrer lief zum Oheim. Dieser wüthete; es fehlte wenig, daß Gustav auf der Stelle hätte aus dem Hause müssen. Die Tante vermittelte dieß mühsam; aber sie konnte nicht hindern, daß der Oheim, und zwar durch den Bedienten, dem vierzehnjährigen Knaben eine Züchtigung ankündigen ließ, wie sie nur einem Kinde gebührte. Gustav hörte dieß und entfloh. Drey Tage vergingen, man fand ihn nirgends. Der Oheim sprach davon, wie froh er wäre, den Jungen los zu seyn, und stellte unter der Hand die emsigsten Nachforschungen an; denn ihm lag an der Ehre seiner Familie und dem Stadtgeschwätze. Leonore barg ihren tiefen Kummer nicht, sie erkannte nur zu wohl, wie manches Recht der Knabe für sich anführen konnte; sie durchschaute sein Herz, und das ihrige blutete bey dem Gedanken, was nun aus ihm geworden seyn möchte.

Acht Tage waren in höchster Spannung verflossen, als man, während Herr von Veldeck nicht zu Hause war, Leonoren meldete, ein Polizeybeamter wünschte sie allein zu sprechen. Eine

schreckhafte Regung sagte ihr, daß es Gustav betreffe. Sie trat dem Fremden ängstlich entgegen. Der Knabe war gefunden; die Bezeichnungen, welche sein Oheim der Polizey mitgetheilt hatte, halfen dieser auf die Spur. Gestern hatte man ihn auf einem Dorfe, ein paar Meilen von der Residenz, entdeckt, wo er sich einem Bauer als Hirtenknabe verdingen wollte. Nur mit Mühe und halb mit Gewalt hatte man ihn bewegen können, den ausgeschickten Leuten zu folgen; und nun war er im Hause eines von ihnen in einer Vorstadt. Frau von Veldeck ließ sogleich anspannen; der Polizeybeamte mußte sie begleiten. Mit heftiger Rührung trat sie in das Zimmer, und erblickte den schmerzlich Vermißten, der bey dem Klang ihrer Stimme in die Höhe fuhr, einige Schritte gegen sie that, dann plötzlich umwandte, und zur entgegen gesetzten Thür hinaus entfliehen wollte. Dieses Zeichen von Abneigung, der Gedanke an Alles, was sie um des Knaben willen schon gelitten hatte, wirkten in diesem Augenblicke heftig auf ihr Gemüth, und sie brach in lautes Weinen aus. Gustav kehrte schnell um. Meine Tante! Meine liebe Tante! rief er, und lief auf sie zu: Warum weinen Sie? Doch

nicht um mich? — Ach, um mich weint niemand! — mich liebt niemand!

Kind! Kind! rief Frau von Veldeck tief bewegt: Wie viel Angst und Sorge hast du uns gemacht! Gottlob, daß wir dich wieder haben! Bey diesen Worten schlang sie beyde Arme um ihn, und Gustav, überrascht und überwältigt von diesem Beweis ungehoffter Liebe, stürzte laut schluchzend zu ihren Füßen. Er konnte nicht reden; die Heftigkeit seiner Empfindungen verschlang jedes Wort, und Leonorens Thränen flossen stärker beym Anblicke dieser kindlichen Rührung. Als beyde sich gefaßt hatten, bath Frau von Veldeck, sie mit dem Knaben allein zu lassen; und nun stellte sie ihn ernst und liebevoll über sein Betragen zur Rede. Gustav erkannte seinen Fehler; aber er fühlte eben so bestimmt das Unrecht, das ihm widerfahren war, und äußerte entschieden seine Abneigung gegen seinen Oheim und seinen Entschluß, nie eine entehrende Strafe zu dulden, und lieber sein Brot mit harter Arbeit sich unter Fremden zu verdienen. Leonore erschrack innerlich über diese Festigkeit des Willens und das erklärte Mißverhältniß zwischen Oheim und Neffen; aber sie beruhigte diesen, versprach ihm ihren Schutz, ihre Verwendung, und sah mit Vergnü-

gen, wie die Überzeugung von ihrem Wohlwollen den Knaben, der sich von niemand geliebt glaubte, mit unwiderstehlicher Gewalt an sie zog. Er versprach ihr, für sie alles zu thun, ihr in allem zu gehorchen; und so brachte sie ihn endlich dahin, mit ihr nach Hause zu fahren, wo sie ihm indeß befahl, sich still auf seinem Zimmer zu verhalten.

Sie selbst ging zu ihrem Gemahl. Sie brachte das Gespräch auf Gustav, sie sah mit Beruhigung seine Angst um das Kind, sie vergrößerte sie durch die Schilderung der möglichen Gefahren, in die er gerathen seyn könnte, sie ließ ihn fühlen, daß er dann alles seiner Härte und unzweckmäßigen Behandlung zuschreiben müßte, und nachdem sie ihn eine Weile mit diesen Vorstellungen geängstigt und alle Zuneigung, deren er fähig war, für den Knaben erregt hatte, ließ sie ihn errathen, daß er gefunden sey, und führte ihn endlich, nachdem er ihr hatte versprechen müssen, die angedrohte Strafe weder jetzt noch künftig zu vollziehen, und überhaupt den Knaben anständiger zu behandeln, in seine Arme.

Der Friede war gemacht. Beyde Parteyen wurden durch Leonorens Gegenwart und Einwirkung in den gehörigen Schranken gehalten, der

Anlässe zum Zanken wurden weniger; theils legte Gustav seiner Tante zu lieb, die seit dem letzten Auftritte sein ganzes Zutrauen und seine innigste Liebe gewonnen hatte, manchen Fehler ab, theils entwickelte sich jetzt aus seinem Charakter ein bestimmtes, sicheres Betragen, das ihm vor aller Welt, aber am meisten vor seinem Oheim, unwillkührlich Achtung und eine gewisse Scheu erwarb. Er hatte mit fünfzehn Jahren nichts von dem läppischen oder ungeschickten Wesen anderer Knaben an sich; er war ein vollendeter Jüngling, gewandt und kräftig in seinem Äußern wie in seinem Gemüthe. So wie dieß männliche Wesen dem Oheim auf einer Seite Achtung geboth, so schmeichelte es durch seinen innern Gehalt und die Lobsprüche, die der gesetzte junge Mensch von allen Seiten erhielt, seiner Eitelkeit, und milderte den Unwillen, mit dem er sonst seinen Neffen betrachtet hatte.

So standen die Sachen im Veldeck'schen Hause, als an dem Morgen jenes bösen Tages Gustav in eiliger Hast, um das Collegium nicht zu versäumen, durch den Saal stürmend, an die Terme gestoßen, und den Japanischen Topf herabgeworfen hatte, der seit gestern noch nicht befestigt worden war. Topf und Schrank waren

indeß wieder hergestellt. Herr von Velbeck nahm seinen Hut, und ging nach seiner Gewohnheit um zehn Uhr aus, die Runde bey allen seinen Antiquitäten- und Naturalienhändlern zu machen, und zu sehen, ob es nichts Neues für ihn gebe. Während dieser Zeit kam Gustav nach Hause; sein erster Gang war, wie gewöhnlich, zu seiner Tante. Er hatte schon beym Eintritt in's Haus durch den Bedienten erfahren, was vorgegangen war; jetzt verkündigte ihm die Tante, nachdem sie ihm liebreich seine Unbesonnenheit verwiesen hatte, auf Befehl seines Oheims die angedrohte Strafe. Ein unendlich bitteres Gefühl stieg in ihm empor, das endlich in Trotz überging. »Strafen! Nur immer strafen! Das ist alles, was der Oheim zu thun weiß. Meinetwegen! Er soll mich strafen; aber wenn er dem Canarienvogel was zu leid thut, so« — er ballte die Faust. Leonore verwies ihm auch diese Heftigkeit, und schloß endlich damit, daß sie bereit sey, das theure Vermächtniß einer Freundinn wegzuschaffen, wenn es ihrem Gemahl lästig seyn sollte, daß sie aber auch eben so gewiß wüßte, er würde das nie von ihr fordern. Gustav sah sie zweifelhaft an, weder er noch sie

glaubten an die Versicherung; aber sie schwiegen beyde, und Gustav ging auf sein Zimmee.

Gegen Mittag kam der Oheim nach Hause. Es war keine Rede, weder von dem Neffen noch von der Strafe; denn Veldeck hatte genug zu thun, um alle seine Raritäten, die er mitgebracht hatte, in Ordnung zu bringen. Seine Frau hoffte, die Freude hierüber würde seinen Unmuth gegen den Neffen gestillt haben; sie irrte, wie schon oft, wenn sie das Herz ihres Mannes nach dem ihrigen beurtheilte. Kaum erschien Gustav zu Tische, so ging die Predigt an. Des Fragens, des Dringens war kein Ende. Gustav sollte mit Gewalt zur Erkenntniß seiner großen Schuld gebracht werden; und er war sich nichts bewußt, als gestern seiner Tante, mit Gefahr seiner geraden Glieder, einen großen Dienst erwiesen, und heute durch Unvorsichtigkeit einen kleinen Schaden angerichtet zu haben, für welchen er ohnedieß schon zwey Mahl recht gutmüthig um Vergebung gebethen hatte. Er vertheidigte sich erst gelassen, dann heftig, dann beißend; die Gemüther erhitzten sich. Leonore suchte vergebens, zu versöhnen, zu stillen. Herr von Veldeck wurde immer wüthender, Gustav immer trotziger; und endlich wurde diesem angekündigt, daß er sein Zimmer

drey Tage hindurch, außer um in's Collegium zu gehen, nicht verlassen, nur zwey Gerichte zu Mittag, und nur Wasser zum Trinken erhalten sollte.

So behandelt man Kinder! rief der Jüngling erbittert, warf das Eßzeug hin, daß die Gläser klirrten, sprang auf, und schlug die Thür schmetternd hinter sich zu.

Gottloser, ungerathener Bube! schrie Herr von Veldeck außer sich vor Zorn, und erhob das Messer, um es ihm nachzuwerfen. Leonore fiel ihm in den Arm. Nun wendete sich sein ganzer Zorn gegen sie. Ihr warf er vor, daß sie den Jungen verdorben habe; ihre Schuld sollten seine Unarten, sein Trotz seyn. Sie vertheidigte sich eine Weile mit Sanftmuth, und schwieg dann gänzlich. Dieß Schweigen brachte ihn noch mehr auf; er hielt es für Geringschätzung oder für Verstocktheit, und seine Ausdrücke wurden immer beleidigender. Endlich stand sie auf und sagte: Herr von Veldeck! Wenn Sie ein Recht zu haben glauben, Ihren Neffen als ein Kind zu behandeln, so haben Sie doch sicher keines, Ihrer Gemahlinn unanständig zu begegnen. Ich fordere ein würdigeres Betragen, ich darf es fordern, und werde es zu erhalten wissen. Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. Veldeck sah ihr verblüfft nach.

Diese entschlossene Sprache hatte er noch nie von ihr gehört. Er ging ihr eine Weile darauf nach; sie hatte sich in ihr Cabinet eingeschlossen, und erschien nicht wieder bis zum Abendessen, wo Herr von Veldeck sich ganz artig betrug, und froh schien, daß der Scene von heute Mittag nicht erwähnt wurde.

Gustav kam dem Verboth gemäß Abends nicht zu Tische, am nächsten Morgen nicht zum Frühstück, Mittags nicht zur Tafel. Sein Oheim genoß sichtbar seines oberherrlichen Triumphes. Er wurde sehr geschmälert, als der Bediente auf Befragen meldete, der junge Herr wäre zwar nirgends anders gewesen, aber auch nicht im Collegium; er habe sein Zimmer abgeschlossen, und die Speisen unangerührt zurück gesandt. Der Spitzbube! rief Herr von Veldeck entrüstet: Er trotzt mir noch! Er wird schon zahm werden, wenn er recht hungert.

Leonorens Herz war ergriffen. Eine Thräne trat in ihr Auge, ein Blick des Unwillens schoß auf ihren Gemahl; aber sie schwieg. Herrn von Veldecks Beredsamkeit ergoß sich nun auf's neue gegen seinen Neffen; aber er wagte es nicht, seiner Frau auch nur von fern etwas Unangenehmes zu sagen, und da sie auf keine Weise an der

Ergießung seines Zornes Theil nahm, versiegte dieser endlich in sich selbst.

Sobald er fort und aus dem Hause war, eilte Leonore zu ihrem Neffen. Sie pochte; — keine Antwort. Sie rief; — auf den Klang ihrer Stimme öffnete sich sogleich die Thür. Was treibst du für Dinge, Gustav! sagte sie. Willst du krank werden? Willst du zu allen meinen Kränkungen noch die hinzufügen, daß ich für dich zittern muß?

Er sah sie an; er sah ihr großes Auge, von einer Thräne feucht, sich zu ihm emporrichten. O meine Tante! Meine gütige, meine himmlische Tante! rief er, indem er ihre beyden Hände ergriff und an sein hochschlagendes Herz drückte. Ja, Sie lieben mich! Ihre schöne Seele verkennt mich nicht! Er ruhte lange mit dem Gesicht auf ihrer Hand.

Leonore war beynahe verlegen. Was soll das? sagte sie, und that, als wäre sie ungehalten, indem sie ihm die Hand entzog: Du issest nichts; du wirst krank werden.

Sorgen Sie nicht, liebe Tante! Ich hungere nicht; dort steht noch mein Mahl.

Sie sah hin. Es waren gesottene Kartoffeln und Brot. Sie schüttelte den Kopf.

»Das sind kindische Einfälle, Trotz — und daß ich's nur sage, auch ein wenig Bosheit! — Warum willst du nicht ordentlich Gekochtes essen?«

Weil ich mir die Bissen nicht vorzählen lassen will, und — überhaupt, Tante! wenn Sie nicht wären — weil ich lieber von meinem Oheim gar nichts annehmen möchte.

»Das geht zu weit, Gustav! Dein Oheim ist doch dein Wohlthäter. Daß du so denkst, daß dieser Stolz in deiner Seele wohnt, daß du gelernt hast, seiner entbehren, verdankst du doch ihm. Seine Unterstützung —«

Ihnen! Ihnen! rief Gustav feurig: Niemand als Ihnen allein. Sie haben mich in diesem Hause erhalten, Sie haben mir die Wohlthaten meines Oheims verschafft; und wenn etwas Gutes in mir ist, so ist es wieder Ihr Werk, Ihr Beyspiel, der tägliche Anblick Ihrer Tugend, was den Funken in mich geworfen, oder den schlummernden geweckt hat. Nur Sie, Sie allein sind es, der ich Alles verdanke, und o wie gern!

Er drückte bey diesen Worten ihre Hand auf's neue an seine Brust; sein dunkles Auge glänzte von einer Thräne, indem er es zum Himmel aufschlug, als bethete er für seine Tante. Leonore war außer aller Fassung; sie zog ihre Hand aus der

seinigen: Du bist überspannt, Gustav! Es ist nicht so, wie du denkst; aber wenn du mir verpflichtet zu seyn glaubst, so thue mir den Gefallen, und iß ordentlich, ich werde dir die ganze Portion schicken.

Sie wollen es, Tante! — ich gehorche. Aber sagen Sie dem Oheim, daß ich es auf Ihren Befehl thue.

Trotzkopf!

Ich lasse mich nicht von ihm mißhandeln.

Und dann — geh' auch in's Collegium!

Tante, liebe Tante! Ich bitte Sie, fordern Sie das nicht!

Und warum?

Soll ich dem Bedienten zum Gespötte werden, wenn er mich hin und her begleitet? Soll er mich beym Arme halten dürfen, wenn ich etwa Lust hätte, ein paar Straßen weiter zu gehen? Nein, Tante, aus gehe ich nicht, so lange mein Arrest dauert. In der freyen Luft kann ich nicht athmen, ohne mich auch frey zu wissen.

Aber, Gustav! —

Tante! Wenn Sie mich ein Bißchen lieben, so fordern Sie es nicht! Ich müßte es ja thun, wenn Sie es begehrten, und gewiß, es würde mich nicht zum bessern Menschen machen.

In Leonorens Auge schlich sich wieder eine Thräne bey Gustavs innig bittendem Tone. Sie schüttelte verlegen und unruhig den Kopf. Seltsamer Mensch! sagte sie endlich: Nun, so thue, was du glaubst, thun zu dürfen; übermorgen ist ja ohnedieß alles vorbey.

Mit diesen Worten ging sie, in tiefe Gedanken versenkt, auf ihr Zimmer zurück, und setzte sich, über alle seltsamen Verhältnisse in ihrem Hause und die unendliche Verschiedenheit zwischen Oheim und Neffen nachdenkend, am Kamine nieder, und bemerkte nicht, daß es ganz finster geworden war, bis die Kammerjungfer eintrat, und sie fragte, ob sie kein Licht bedürfe?

Es kam Besuch. Der Abend verging. Herr von Veldeck war sehr artig; man ging zum Souper. Leonore hatte darauf gedacht, ein paar vertraute Freunde zu bitten. Man fragte nach Gustav.

Er ist nicht ganz wohl, fiel Leonore ihrem Manne schnell in's Wort, der im Begriff stand zu antworten. Sie sandte ihm von einigen leichten Gerichten. Der Bediente kam mit der Antwort zurück: der junge Herr lasse der Frau Tante die Hände küssen. Hat er wieder nichts gegessen? fragte Veldeck hastig. — »Alles, was ihm die gnä-

dige Frau geschickt hat.« Leonore erröthete unmerklich. — Er legt sich zum Ziel, fing Veldeck triumphirend an: Ja, ja, der Hunger ist ein trefflicher — Leonore fuhr schnell, mit einer Frage über einen politischen Gegenstand an den gegenüber sitzenden Gast, durch Rede und Concept; ihre Frage wurde erörtert, die Herren kamen in's Feuer, und Gustavs wurde mit keinem Worte mehr erwähnt.

Eben so ruhig verging der folgende Tag, und mit ihm Gustavs Strafzeit. Am dritten Tage trug Frau von Veldeck, ohne mit ihrem Manne darüber zu reden, beym Frühstück der Jungfer auf, den jungen Herrn herüber zu hohlen. Veldeck wollte sprechen. Der dritte Tag ist vorbey, sagte sie: Gustav hat die unwürdige Strafe mit Anstand getragen; jetzt ist's genug.

Veldeck verzog den Mund, aber er antwortete nicht. Der Neffe kam, küßte Oheim und Tante die Hand, und setzte sich nieder. Niemand sprach. Sobald er fertig war, eilte er in's Collegium. Des Vergangenen wurde nicht erwähnt, und dem Anschein nach die Ruhe wieder hergestellt. Doch war im Ganzen wenig gebessert; der Zunder des Widerwillens glimmte im Neffen fort, und griff täglich weiter um sich.

Mehr als ein Jahr war noch darüber hin ge-

gangen. Es kam nun darauf an, über Gustavs künftige Bestimmung zu entscheiden. Sein Wunsch war, entweder Kriegsdienste zu nehmen, oder sich der Landwirthschaft widmen zu dürfen; seines Oheims Neigung und Absicht ging von jeher auf eine Kanzleyanstellung. Diesen Weg sah er von den meisten seiner Bekannten einschlagen; er war so bequem, so vielfach betreten, daß ihm alles Andere wie ungeheuer und unthunlich vorkam. Hierüber entstanden nun große Zwistigkeiten, um so wichtiger, da der jetzige Gegenstand bedeutender war als die vorigen kindischen Anlässe, und Leonore glaubte bey einem Falle, wo es sich um das ganze Glück ihres Pflegesohns handelte, nicht bloß als Ruhestifterinn und Vermittlerinn dazwischen treten, sondern als eine Person, auf deren Meinung hier auch etwas ankäme, sich für Gustavs Wünsche entscheiden zu müssen. Der Krieg war erklärt, und ein unangenehmer Auftritt folgte auf den andern.

Um diese Zeit war in einer ziemlich entfernten Stadt des Auslandes ein berühmter Gelehrter gestorben, dessen kostbare Sammlungen aller Art nach seinem Tode versteigert werden sollten. Gedruckte Kataloge wurden an alle Liebhaber und Kunsthändler gesandt; Herr von Veldeck erhielt

ebenfalls einen, fand Sachen darin, die er längst zu besitzen gewünscht hatte, und entschloß sich, das erste Mahl in seinem Leben, zu einer Reise von mehr als fünfzig Meilen, und einer Abwesenheit von mehr als zwey Monathen. Leonore, deren Gesundheit durch die Verhältnisse der letzten Tage mannigfach gelitten hatte, sah nicht ungern einem Zeitpunct entgegen, der ihr etwas mehr Stille und Erhohlung versprach; und so wurden die Anstalten zur Abreise mit großer Emsigkeit und Pünctlichkeit betrieben.

Herr von Veldeck war eigen und fein. So lange seine Frau mit sanften Bitten versucht hatte, seine Beschlüsse zu ändern, hatte er ihr mit männlicher Festigkeit widerstanden; so wie sie anfing in bestimmterem Tone zu sprechen, war er still und nachgebend geworden, hatte aber seinen Hauptpunct darüber nicht aus den Augen verloren, und der war jetzt mehr als jemahls, baldige Entfernung des verhaßten Neffen aus seinem Hause, doch immer auf eine Art, wobey er weder den Tadel der Welt, noch viele Einwendungen von Seite seiner Frau zu befürchten haben konnte. Er hatte nähmlich ganz in geheim seine Maßregeln getroffen, dieß Mahl keine nöthigen Schritte gescheut, und es endlich dahin ge-

bracht, daß Gustav bey dem Professor ***, bey dem er Privatstunden nahm, und der den Jüngling immer mit ausgezeichnetem Wohlwollen behandelt hatte, Wohnung und Tisch erhalten sollte. Der Vorwand ließ sich hören. Es war stiller im Hause des Professors, der mit seiner alten Frau ganz eingezogen lebte. Gustav sollte zwey Jahrcurse in einem Jahre nehmen, um eher fertig zu seyn, und von dem Professor, der über politische Gegenstände las, recht zweckmäßig in das Heiligthum der Geschäfte eingeführt werden. Das alles war genau, vorsichtig und heimlich abgemacht und kein Laut darüber verloren worden, bis am Morgen der Abreise selbst, als der Wagen schon gepackt stand, und die Familie beym Frühstück beysammen war, Herr von Veldeck anfing, seine Absichten und Plane zu erklären, und Gustav ankündigte, daß er in acht Tagen das Haus seines neuen Wirthes beziehen sollte.

Leonore erblaßte. Gustav stand versteinert. Herr von Veldeck erhob sich ganz ruhig vom Kaffehtisch, um seinen Überrock zu nehmen. — Da fuhr Gustav empor. Alles Blut schoß ihm in's Gesicht, und mit blitzenden Augen rief er: Nein, Oheim! das thu' ich nicht!

Wie wäre das? fragte der Oheim gelassen, indem er sich umwandte: Du thust es nicht?

Nimmermehr!

Hast du denn etwas zu wollen oder nicht zu wollen?

Sie behandeln mich wie ein unmündiges Kind, das willenlos —

Ja, recht, willenlos, das sollst du auch seyn! antwortete Veldeck: Du bist mein Geschöpf. Alles, was du hast, weißt, hoffest, ist von mir; so thue ich mit dir, was ich für gut befinde, und nehme mir die Freyheit, dich nicht um deine Einwilligung zu fragen. Bey diesen Worten hatte er den Überrock vollends angezogen, und griff nach Reitgerte und Hut.

Herr Oheim! Ich erkenne Ihre Güte gegen mich, und habe sie stets erkannt; aber in dem Augenblick, wo Sie mir Ihre Wohlthaten vorwerfen, sind sie auch zernichtet, und ich stehe Ihnen frey und unabhängig gegenüber.

Gustav! sagte Frau von Veldeck bittend.

Frey? Unabhängig? fuhr Veldeck auf, indem er die vorgesetzte Rolle von ruhiger Gelassenheit vergaß: Das sagst du, Bursche? Du bist unter meiner Bothmäßigkeit, und es steht bey mir —

Nichts steht bey Ihnen! rief Gustav mit fun-

kelnden Augen: Ich entsage Ihren Wohlthaten — ich —

Gustav! rief Leonore: Um meinetwillen, mäßige dich!

Gustav sah die Todesbläße seiner Tante, ihr Zittern: — Tante! Um Ihretwillen leide ich Alles; aber Ihr Gemahl —

Wie, Bursche? schrie Veldeck: Bin ich nicht dein Oheim? deiner Mutter Bruder? —

Der meine Mutter im Elend umkommen ließ! rief Gustav—und mit diesem Worte war der letzte Damm der Scheu und Schonung zwischen ihnen zerrissen. Veldeck, außer sich vor Zorn, ergriff die Reitgerte und hob sie gegen den Neffen auf. Bey diesem Anblick verlor Gustav alle Besinnung. Blind vor Wuth riß er den Hirschfänger, der bey des Oheims Reisegeräth lag, aus der Scheide, und schrie mit fürchterlicher Stimme: Wenn Sie mich anrühren, Oheim, so ist es um Ihr Leben geschehen!

Der Oheim fuhr entsetzt zurück; Leonore warf sich zwischen die Ergrimmten und faßte Gustavs Arm. Er rang mit ihr. Der Oheim, sobald er sich unterstützt sah, erhob aufs neue die Gerte; Gustav zückte von neuem. Jetzt griff Leonore in höchster Angst in den Hirschfänger; Gustav zog ihn

ihr aus der Hand — ein Strom von Blut schoß darnach. Leonore schrie, wankte; Gustav ließ das Jagdmesser fallen, umschloß mit einem Schrey des Schreckens die Sinkende, und hielt sie in dumpfer Betäubung.

Veldeck rief um Hülfe; er donnerte auf Gustav hinein. Dieser hörte ihn nicht; er wußte nichts, als daß Leonore ohnmächtig, und, durch seine Schuld verwundet, in seinen Armen lag. Sein Oheim hätte ihn schlagen können, wenn er noch den Muth dazu gehabt hätte, er würde es bewußtlos gelitten haben. Aber jetzt fing er heftig und immer heftiger zu zittern an; Veldeck mußte hinzueilen, um ihm zu helfen. Sie brachten die Ohnmächtige auf das Bett, und in diesem Augenblicke stürzte Gustav ebenfalls ohne Besinnung zu Boden.

Herr von Veldeck war in der schrecklichsten Verlegenheit. Er, der nichts weniger ausstehen konnte, als Kranke in seinem Hause zu haben, weil die ganze Ordnung dadurch zerstört wurde, sah auf Ein Mahl seine Frau voll Blut, seinen Neffen leblos vor sich liegen. Er schellte, er rief das ganze Haus zusammen; es wurde geschrien, nach Arzt und Wundarzt geschickt, gegen einander gelaufen und nichts ausgerichtet. Der Wundarzt

kam. Er erklärte Leonorens Wunde für unbedenklich, und ihre Ohnmacht für eine Wirkung des Schreckens. Den Neffen befahl er wegzubringen, um die Kranke nicht zu stören. In diesem Augenblicke schlug Leonore die Augen auf, sah Gustav bleich und ohne Leben in den Armen der Bedienten, rief seinen Nahmen mit einem lauten Schrey, und sank wieder ohnmächtig zurück.

Das war ein neuer Donnerschlag für ihren Mann und eine neue Veranlassung, den Neffen, als die Ursache alles dieses Unglücks, zu verwünschen. Erst nach einer guten Weile gelang es, Leonoren wieder zu sich zu bringen. Ihre erste Frage war nach Gustav. Herr von Veldeck suchte sie zu beschwichtigen; aber sie ruhte nicht, bis hinüber geschickt und sie von Allem unterrichtet worden war. Er hatte sich erhohlt; sein Nahme, von ihrer Stimme gerufen, hatte ihm zuerst die Besinnung wieder gegeben. Seine erste Bewegung war, nach der Thür zu eilen; man hielt ihn zurück. Herr von Veldeck hatte es ausdrücklich verbothen; und auch der Arzt, der Leonorens Gesundheit kannte, hatte die größte Ruhe und Stille empfohlen. So war denn für den ungestümen Gustav das strenge Verboth ausgesprochen, das

Zimmer seiner Tante bis zu ihrer Wiederherstellung nicht wieder zu betreten.

Herr von Veldeck hatte sich ohnedieß laut verschworen, daß der gottlose Junge ihm nicht wieder vor die Augen kommen dürfe; und so fügte sich alles recht ordentlich, was er bey allem dem Lärmen und Schrecken für kein geringes Glück ansah. Seine Reise war nun auch gestört worden. Wenn er so spät am Tage abging, traf seine pünctliche Eintheilung wegen der Nachtlager und übrigen Stationen nicht mehr zu; und endlich wollte er doch auch die Frau, die um seinetwillen sich der Wuth des tollen Menschen entgegen gesetzt hatte, nicht alsogleich verlassen. Es war im höchsten Grade unangenehm; aber er ergab sich als ein vernünftiger Mann in das Unabänderliche. Die Postpferde wurden fortgeschickt, und die Reise auf morgen angesetzt.

Gegen Abend wurde Frau von Veldeck sehr krank; der Schmerz der Wunde, der Schrecken des Auftritts, noch mehr aber die Aussicht auf die gedrohte Trennung von einem Gegenstande, an dem ihr Herz mit so lebhaftem Wohlwollen hing, griffen ihren Körper an. Es wurde freylich Gustavs nicht mehr erwähnt; aber ihre Thränen flossen unaufhörlich den ganzen Tag, und

gegen Abend war ihr Zustand so viel schlimmer, daß Veldeck fürchtete, auch morgen noch nicht abreisen zu können, und in die übelste Laune gerieth. Seine Besorgniß war jedoch vergeblich gewesen. Leonore fiel gegen Morgen in einen ruhigen Schlaf, und erwachte merklich heiterer. Sie beredete nun ihren Mann selbst, seine Reise nicht mehr aufzuschieben. Er war innig froh, daß sich alles noch so leidlich geendet, reiste ab und ließ Leonoren mit ihren Sorgen und Empfindungen allein. Sie fragte einige Mahle nach Gustav; er war auf seinem Zimmer. Ihn rufen zu lassen, fühlte sie nicht Fassung genug. So verging der zweyte Tag. Die Kammerjungfer sollte in der Nacht bey ihr bleiben. Leonore schlief nicht viel; zuweilen schien es ihr in der tiefen Stille, die sie umgab, als hörte sie vernehmlich seufzen. Das Mädchen war eingeschlafen; wecken wollte sie sie nicht. Es blieb Alles beym Alten, und sie entschlummerte wieder. Gegen den Morgen erwachte sie abermahls. Jetzt glaubte sie ein leises, unterdrücktes Schluchzen zu hören; die Kammerjungfer war wach, und saß dicht an ihrem Bette.

Was ist das? sagte Leonore, indem sie sich aufrichtete: Hörst du nichts?

Ach! erwiederte diese: Schon lange, gnädige

Frau! Ich schlafe schon seit einer Stunde nicht mehr. Ich habe überall nachgesehen; es ist nichts zu finden. Wenn es nur kein Anzeichen ist! Der gnädige Herr —

Leonore mußte über die Einfalt des Mädchens lächeln; in ihrer Seele stiegen ganz andere Gedanken empor. Das leise Geräusch schien vom Vorsaale zu kommen. An diesen stießen die Bibliothek und die Kupferstichgallerie ihres Mannes, in denen niemand schlief; dann kam man in Gustavs Zimmer. Gern wäre sie selbst aufgestanden, um die Wahrheit zu ergründen; das durfte sie nicht, und dem Mädchen wollte sie ihr Geheimniß nicht Preis geben. Die Töne hatten sich ohnedieß, seit im Zimmer gesprochen wurde, nicht mebr hören lassen. So schwieg sie ganz; aber um ihren Schlaf war's geschehen, und in seltsamen, halb wehmüthigen, halb angenehmen Empfindungen, deren Grund sie sich selbst nicht zu enträthseln wußte, fand sie der anbrechende Tag.

Die Ärzte kamen. Sie waren mit dem Gange der Krankheit zufrieden; sie erlaubten Leonoren, das Bett zu verlassen, aber sie gebothen die äußerste Ruhe und Vermeidung jeder Gemüthsbewegung. Der Tag dünkte ihr unaussprechlich lang; sie hätte sich so gern vorlesen lassen. Besuche durf=

te sie nicht annehmen, und Gustav — Gustav, der so schön las, wagte sie nicht, rufen zu lassen. Die Nacht glich der vorigen; das Schluchzen, die Seufzer ließen sich manches Mahl hören, und am Morgen trat mit den Ärzten zugleich der alte treue Martin in's Zimmer, und bath die Herren mit Thränen in den Augen, daß sie doch auch nach dem jungen Herrn sehen möchten: er sey recht krank, wäre drey Nächte nicht in's Bett gekommen, und habe fast keine Nahrung zu sich genommen. Er habe es schon gestern melden wollen; allein der junge Herr habe ihn inständig gebethen, es zu unterlassen. Heute aber sähe er so sterbend aus, daß er nicht länger schweigen könnte. Leonore fing an zu zittern, und ihre Thränen brachen hervor. Er soll den Augenblick herüber kommen, rief sie: Ich muß wissen, was geschehen ist. Die Ärzte widerriethen es ihr, und gingen hinüber. Leonore erwartete mit großer Bangigkeit ihre Zurückkunft. Sie kamen; sie hatten Gustav in heftiger Bewegung gefunden, mit starkem Fieber und Kopfschmerzen. Sie erklärten, daß sie noch gar nichts entscheiden könnten; man müsse abwarten, welchen Gang die Krankheit nehmen würde. Indeß verordneten sie etwas Leichtes. Sobald sie fort waren, kleidete sich Leonore schnell an, setzte sich auf

ihr Canapeh, um Gustav zu überzeugen, daß sie nicht mehr krank wäre, und ließ ihn rufen.

Er trat ein. Schmerz, Überraschung, Freude hemmten beyder Stimme. Jedes erschrack über des Andern Aussehen. Gustav machte ein paar Schritte vorwärts, und stürzte auf ein Knie, indem er das Gesicht in beyde Hände barg und so ohne Bewegung liegen blieb. Leonore rief ihn mit sanfter Stimme beym Nahmen; er regte sich nicht — sie rief noch ein Mahl, sie sah ihn an — seine Brust flog, und eine Art von Fieberschauer schüttelte seine Glieder. So matt sie sich fühlte, raffte sie sich doch auf, um ihm beyzuspringen; er blickte empor, er sah sie mit wankenden Tritten auf ihn zueilen, sprang auf, um sie zu halten, und sie sank laut weinend in seine Arme. Jetzt stürzten auch seine Thränen, und in ihnen fanden beyde Erleichterung und einige Fassung wieder. Gustav leitete seine Tante besorgt wieder auf ihren Sitz zurück, kniete dann noch ein Mahl vor ihr nieder, und fing an, sich seiner Schuld mit so viel Zerknirrschung und Reue anzuklagen, daß Leonore noch tiefer dadurch gerührt wurde, als durch alles Vorhergegangene.

Sie hatte ihm längst vergeben. Sie sagte es ihm; aber sie mußte das Wort der Verzeihung

feyerlich aussprechen, und so that sie es denn mit nassem Blicke zum Himmel und mit einer Bitte um Segen für ihren Sohn.

Mutter! Mutter! rief Gustav in diesem Augenblicke: Ja, lassen Sie mir diesen Nahmen, der alles in sich schließt, was ich Theures auf Erden meine!

Sie legte die Hand auf seine Schulter. — Wohl denn, sagte sie: So sey mein Sohn! Und ich betheure dir hier vor Gott, daß ich dich wie eine Mutter lieben und für dich sorgen will!

Und nun, Mutter! Nun hören Sie mich, was ich noch zu sagen, zu bitten habe! Ich habe unverzeihlich gegen meinen Oheim gefehlt, der, er mag nun seinerseits versehen haben, was er wolle, doch immer mein Wohlthäter, der Bruder meiner Mutter bleibt. Das erkenne ich, und bitte Sie, ihm zu schreiben, daß ich es erkenne. Ich will es bey keiner unfruchtbaren Reue bewenden lassen; ich will mich bessern, ich will diese ungestümen Leidenschaften bekämpfen und mich jeder Strafe unterwerfen. Er soll sie mir auflegen — jede, auch die härteste — die entehrendste — — ich werde sie dulden, ich werde denken, sie kommt von Vaters Hand, und schändet nicht. Aber — Mutter! Mutter! Er soll mich nur nicht aus

dem Hause entfernen, er soll mich nicht von Ihnen trennen! Ach, ich kann nicht leben ohne Sie!

Bey diesen Worten flossen seine Thränen auf's Neue; er legte das Gesicht in seine Hände und schluchzte laut. Leonore erschrack vor der Heftigkeit dieser Bewegung; sie erschrack vor den letzten Äußerungen des jungen Menschen, vor diesem unverhehlten Schmerz, den ein antwortendes Gefühl in ihrem Innern sie so gut verstehen und deuten lehrte. Ein jäher Blitz erhellte die Tiefe beyder Herzen vor ihr; aber zu weich gestimmt durch alles, was vorher gegangen war, oder zu erschöpft von ihren Leiden, fand sie nicht die Kraft, jetzt schon gegen sich und ihn zu kämpfen.

Gustav erhob sich wieder: Mutter! Mutter! Wollen Sie das dem Oheim schreiben?

Recht gern, mein Kind! erwiederte Leonore, indem sie sich zu fassen suchte.

Wollen Sie ihm Alles erklären? Ach, er soll mich nur nicht verstoßen! Es ist mein Tod, wenn ich von Ihnen muß.

Du bist zu bewegt, lieber Gustav! und auch ich bin noch zu sehr erschüttert, als daß wir über einen so wichtigen Gegenstand mit der gehörigen Fassung sprechen könnten. Setze dich hierher zu mir, laß uns beyde erst ruhiger werden; dann

wollen wir alles reiflich mit einander überlegen. Gustav gehorchte. Mit welcher Wonne nahm er den Platz neben seiner Tante ein, den er seit drey schmerzlichen Tagen durch sein Vergehen auf immer verwirkt zu haben glaubte. Er hielt ihre Hand unablässig in der seinigen, sein Auge hing an dem ihrigen, er suchte jeden Wunsch, jedes Bedürfniß, das ihre Lage fordern könnte, ihr abzuspähen; er brachte ihr die Arzney, er reichte ihr alles, was ihre wunde Hand noch nicht zu fassen erlaubte, und war so glücklich seit der erhaltenen Verzeihung, als er nie geglaubt hatte, daß ein Mensch es werden könnte.

Die Tante erfuhr nun im Gespräche, daß Gustav wirklich die zwey letzten Nächte im Vorsaal auf der Erde liegend zugebracht, daß das Schluchzen und Seufzen seine Stimme gewesen, und er keine Ruhe gefunden, so lange er sie in Gefahr, und in Gefahr durch seine Schuld glaubte. Sie machte ihm liebreiche Vorwürfe über dieses unüberlegte Betragen, sie drang in ihn, der Ordnung gemäß zu leben; er sollte, da er doch eigentlich auch nicht wohl sey, zu Hause bleiben, ihr Krankenmahl mit ihr theilen, seine Gesundheit auf jede Art schonen, um ihr nicht neue Schrecken und Sorgen zu machen. Gustav versprach alles.

Ach, durfte er doch den ganzen Tag um seine Tante seyn, ihr vorlesen, mit ihr schwatzen, was ihm sein volles Herz eingab, ihr jeden Gedanken, jede Regung seiner offenen Seele gestehen, und mit ihr Plane und Hoffnungen für seine Zukunft entwerfen!

Es war die schönste Zeit in Leonorens trübem, farbenlosen Leben. Die zärtliche Sorgfalt eines ihr ganz ergebenen Herzens that ihr um so mehr wohl, je weniger sie daran gewöhnt war, und in dem warmen Strahl treuer Liebe richtete sich ihr gedrücktes Wesen auf. Die reine Seele des Jünglings entfaltete sich mit jedem Tage liebenswürdiger vor ihr, und sie lernte erst jetzt den ganzen Reichthum dieses Herzens kennen, in dem sie unumschränkt herrschte, und die Stärke einer Leidenschaft, die Gustav nicht zu verbergen dachte, da er sie für nichts als kindliche Anhänglichkeit und Dankbarkeit hielt.

Leonore sah tiefer und schärfer — ihr eigenes Gefühl gab ihr den Schlüssel zu Gustavs Empfindungen. Mit Entsetzen entdeckte sie die Gewalt einer Neigung in ihrer Brust, die sie ebenfalls, durch Gewohnheit und Umstände getäuscht, für weit ruhiger und unschuldiger gehalten hatte. Auf ihr, der Älteren, der Erfahrneren, lag nun die

Pflicht, der erkannten Nothwendigkeit gemäß zu handeln. Gustav durfte vor allem nie über die Natur seiner Empfindungen aufgeklärt, der wohlthätige Schleyer ja nicht zerrissen werden, der allein es möglich machte, diesen Gefühlen noch eine andere, minder gefährliche Richtung zu geben.

Es stand ihr ein harter Kampf bevor. Sie täuschte sich nicht über die Schwierigkeit desselben; aber sie erkannte eben so deutlich, daß das Glück des Jünglings, den sie über alles liebte, von der geschickten Führung desselben abhing, und so war sie zu jeder Verläugnung bereit.

Gustavs Entfernung, welche ihr Mann beschlossen, und die sie so tief betrübt hatte, wurde bald als das wirksamste Mittel von ihr erkannt, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Wie weh es ihr thun würde, die seit langen Jahren an seinen stäten Umgang gewöhnt war, durfte in keine Betrachtung kommen; sie mußte nur dahin sehen, ihm den Grund, der sie so zu handeln bewog, zu verbergen, und ihm die Trennung selbst, wenn nicht wünschenswerth, doch nothwendig erscheinen zu machen. Seine längst genährte Neigung zum Kriegsdienst kam ihr zu Statten; ihres Mannes Widerwillen gegen diesen Beruf hoffte sie bey seiner jetzigen Stimmung gegen den Neffen durch

die Betrachtung zu entkräften, daß nur auf diese Art ein verhaßter Gegenstand, mit dem er, nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen war, wohl nicht gern mehr in Berührung kommen würde, für immer nicht bloß aus seinem Hause, sondern auch aus seiner Nähe entfernt werden könnte.

Ein Umstand erleichterte die Ausführung ihres Vorhabens. Ihr Bruder, der General, traf um diese Zeit in Geschäften in der Residenz ein, und stieg bey seiner Schwester ab. Leonore sah diesen Besuch, außer der Freude, die er ihrem Schwesterherzen gab, als eine besondere Gunst des Himmels an. Der General gewann den kräftigen, offenen Jüngling bald lieb, so wie dieser sich mit kindlicher Achtung und Bewunderung an den erprobten tapfern Krieger anschloß, der mit allen Eigenschaften seines strengen Standes eine schöne Weichheit und Milde des Herzens verband. Niemand war geeigneter, als er, Gustav das Bild seines künftigen Berufs in dem schönsten Lichte zu zeigen. Leonorens Aufmunterungen trugen das ihrige bey. Die Vorstellung eines freyen, selbstthätigen Lebens, eines kräftigen Wirkens für das Vaterland beym nahen Ausbruch des Krieges erhöhte seine Einbildungskraft. Leonore leitete alles geschickt ein. Der General ver-

sprach, Gustav bey seiner Brigade anzustellen; er schrieb selbst an Veldeck, der vor dem festen Sinn seines Schwagers, wie vor dessen bekreuzter Brust immer viel Respect gehabt hatte, und bath sich den jungen Menschen, gleichsam als ein Geschenk, als einen Beweis ihrer alten Freundschaft aus. Leonore ließ ihren Mann eine ungestörte ruhige Zukunft in seinem Hause, wo Alles wieder still auf den alten Fuß eingerichtet seyn würde, und den Vortheil erblicken, daß er den gehaßten Neffen nie wieder zu sehen, sich nie um ihn zu bekümmern brauchen werde, indem der General versprochen habe, als Vater für ihn zu sorgen. — Was blieb Veldeck übrig? Ehre, Bequemlichkeit, Scheu und Liebe zum Frieden vereinigten sich, seinen Widerwillen gegen die Wahl eines Standes zu bekämpfen, den er sonst als den Störer alles häuslichen und bürgerlichen Glücks betrachtet hatte; er gab denn seine Einwilligung, und Gustav war Offizier.

In dem Augenblick, wo der General es ihm vor Leonoren verkündigte, wo so lange genährte Wünsche erfüllt, so mühsam angelegte Plane gereift waren—in diesem Augenblicke fiel auf beyder Herzen mit Centnerlast der Gedanke der Trennung. Gustav erbleichte; Leonore fühlte sich ei-

ner Ohnmacht nahe. Bey ihm hielt Ehrgefühl und Freude an seinem Berufe dem ausbrechenden Schmerz das Gleichgewicht. Leonoren ward es nicht so gut; sie sah nur die ganze Größe ihres Verlusts, die ganze Leerheit ihrer einsamen Zukunft, und fand keinen Ersatz, als in ihrem Bewußtseyn. Doch was so schön begonnen worden war, mußte auch standhaft durchgeführt werden. Sie gab sich Mühe, sich über das Gelingen ihres wohlberechneten Planes, über Gustavs Glück zu freuen; sie beschäftigte sich angelegentlich mit seiner Equipirung, vermied jedes erweichende Gespräch, und so viel wie möglich jedes Alleinseyn mit dem allzugeliebten Gegenstande. So mußte auch er seinen Schmerz niederkämpfen, und nur auf die glänzende Seite seines Schicksals sehen.

Der Tag der Abreise kam. Die Gegenwart des Generals, der Gustav sogleich mit sich nahm, legte beyder Gefühlen eine Art von heilsamem Zwang auf. Jedes scheute sich, einer Empfindung freyen Lauf zu lassen, die er nicht zu nennen wagte, und sie zu verrathen fürchtete. So trennten sie sich schwer, mit unendlichem Schmerz, obwohl mit leidlicher Fassung. Als Gustav fort war, brach Leonorens mühsam gehaltene Kraft zusammen; sie erlag unter ihren Leiden. Einsam wie

ein Grab dünkte sie ihr Haus; jeder Gegenstand, jedes häusliche Geschäft, jede Stunde, welche sonst ein angenehmes Wiedersehen herbeygeführt hatte, zerriß jetzt ihr Herz. Ein Brief von ihrem Manne, der ihr seine nahe Ankunft verkündigte, und ihr eine Menge Aufträge und Geschäfte gab, zwang sie zuerst, sich zu überwinden, und both ihr durch die Beschäftigung eine, wo nicht angenehme, doch wohlthätige Zerstreuung dar.

Herr von Veldeck langte an. Er hatte eine Menge schöner Sachen gekauft, noch mehrere bestellt, die nachkommen sollten; er fand sein Haus von dem unwillkommenen Gaste leer, und so ging es nun mit frischem Muthe und rastloser Emsigkeit an ein neues Eintheilen und Einrichten der Zimmer; und vier Wochen unermüdeter Thätigkeit waren verflossen, ehe alles genau in dem Stande war, wie Veldeck es gewünscht und angegeben hatte. Endlich war die große Arbeit geschehen, und so weh es Leonoren gethan hatte, Gustavs Zimmer und alle die theuern Erinnerungen durch eine ganz neue Eintheilung völlig zerstört zu sehen, so viel Thränen heimlich bey jedem Stücke flossen, das ihm gehört, das er gebraucht hatte, und das nun seinen Platz verlieren sollte: so mußte sie sich doch gestehen, daß eben

dieß Verlöschen seiner gefährlichen Spuren nützlich, daß es heilsam sey. Alles, was sie sich erlaubte, war, seinen Schreibtisch und einige Kleinigkeiten, die er öfters gebraucht hatte, unter dem Vorwande größerer Bequemlichkeit in ihr Zimmer zu stellen. Hier umgab sie sich mit diesen theuern Erinnerungen, und überließ sich übrigens dem Zuge der häuslichen Ordnung, wie ihr Mann sie einzurichten für gut fand.

Sie durfte es nicht bereuen. Veldecks dankbare Achtung lohnte sie dafür. Er hatte ihre muthige Aufopferung nicht vergessen; und aus dem Blute, das sie für ihn vergossen, waren Blumen, wo nicht des Glückes, doch der häuslichen Zufriedenheit für sie aufgesproßt. Er behandelte sie seit seiner Zurückkunft mit mehr Achtung; er ordnete sogar zuweilen seine Liebhabereyen ihren Wünschen unter, und in ihrer stillen Seele verbreitete sich der innere Trost erfüllter Pflicht und höherer Frieden, wenn sie gedachte, daß ihre standhafte Selbstüberwindung das künftige Glück des geliebten Jünglings und die Zufriedenheit ihres Mannes gegründet habe und erhalte.

Monathe reiheten sich an Monathe; ein ganzes Jahr und noch ein zweytes waren vergangen. Gustavs Briefe, die sehr fleißig kamen, und sie

im Anfange mit zerreißendem Schmerz erfüllt hatten, wenn sie an den Abstand des todten Buchstabens gegen den lebendigen Umgang dachte, waren jetzt ihr einziges Glück, das einzige, was ihr von den höhern Freuden übrig blieb, denen sie freywillig entsagt, und die sie sich in ihrem künftigen Leben nie wieder versprechen durfte. Gustav zeichnete sich in seiner neuen Laufbahn aus; des Generals vortheilhafte Zeugnisse gewannen ihm sogar einen Theil der Gunst seines Oheims, die er anwesend wohl nie erhalten haben würde, und er söhnte sich nach und nach mit dem Gedanken aus, einen Soldaten zum Neffen zu haben, besonders nachdem Leonore ihn dahin gebracht hatte, selbst auszusprechen, daß Gustav keineswegs sein ganzes Leben dem Militär weihen, sondern daß, wenn sein wildes Gemüth erst eine Weile sich unter seinen Cameraden und den Beschwerden seiner Lebensart abgestoßen haben würde, auf eine andere Art für ihn gesorgt werden sollte.

Aber nun sollten auch ängstlichere Stunden kommen. Gustav hatte bisher mit Ruhm und Auszeichnung gefochten, und war bereits bis zum Hauptmann vorgerückt. Jetzt wurde er mit seinem Regimente zur Belagerung einer Festung

bestimmt. Die Belagerten wehrten sich hartnäckig, Hunger und Krankheiten wütheten bereits in der Stadt, endlich wurde zu stürmen beschlossen. Gustav war mit einigen seiner Leute, die sich freywillig erbothen hatten, ihm zu folgen, einer der Ersten auf dem gefährlichsten Platze, und eben so einer der Ersten auf dem feindlichen Walle. Die Stadt wurde erobert, in den Gassen gefochten, aus Fenstern und von Dächern geschossen. Die Soldaten wurden wüthend, und steckten einige Häuser in Brand; die Verwirrung war allgemein. Die Bessern halfen retten, wo sie konnten; Gustav führte seine Schar hierzu an, wie er sie zum Sturm geführt hatte. Es gelang ihnen, an mehrern Orten die Flammen zu dämpfen. In einem Hause, das schon halb verbrannt war, fand er in einem Zimmer ein junges Mädchen ohnmächtig auf der Erde, und einige Soldaten eben begriffen, die wenige Habe, die noch vorhanden war, zu plündern. Er vertrieb die Soldaten, hob das Mädchen auf, und brachte sie an einen sichern Ort, wo er sie der Pflege einer guten und ebenfalls von ihm geretteten Familie übergab.

Gegen Abend, nachdem Ruhe und Ordnung möglichst wieder hergestellt waren, suchte er das junge Frauenzimmer auf. Er fand sie zwar von ihrer

Betäubung erhohlt, aber in der größten Verzweiflung über ihren Vater, von dessen Schicksale sie nichts wußte, seit er sie in dem schon brennenden Hause verlassen hatte, um Anstalten zum Löschen zu treffen. Gustav eilte sogleich auf die Brandstätte; er fand keine Spur, und nach allen Nachrichten, die er sich an der Stelle selbst und von den Nachbarn verschaffen konnte, war der Vater entweder verbrannt oder unter den einstürzenden Mauern begraben. Selbst trostlos kehrte er zu der Tochter zurück, und suchte so viel Balsam und Hoffnung, als ihm möglich war, in seine Bothschaft zu legen. Er versprach ihr, am folgenden Morgen seine Nachforschungen von Neuem anzustellen, und er hielt Wort. Der helle Tag gab jetzt eine Gewißheit, die man den Abend vorher nicht hatte erlangen können. Man fand den Leichnam des Vaters unter den Trümmern; und Gustav fühlte sich doppelt verpflichtet, für das Mädchen zu sorgen, die, wie sie sagte, in der ganzen Stadt Niemand hatte, dem sie eigentlich angehörte, indem sie mit ihrem lange verwitweten Vater sich erst vor einem halben Jahre hier niedergelassen hatte.

So schonend er nur immer vermochte, machte er Franzisken — so hieß das Mädchen — nach und

nach mit ihrem ganzen Unglücke bekannt; und es war ihm äußerst erwünscht, als er am folgenden Tage vernahm, daß sein Regiment sich noch eine Weile in der Gegend aufhalten würde. Er wendete diese Zeit an, um die liebenswürdige Unglückliche zu trösten, zu beruhigen, und mit ihr gemeinschaftlich einen Plan für ihr künftiges Leben zu entwerfen.

Franziska's Herz schloß sich ohne Rückhalt ihrem edlen Retter auf, der ihr nicht bloß das Leben erhalten hatte, der auch jetzt noch fortfuhr, mit brüderlicher Sorgfalt über sie zu wachen; und auch er fand keine Ursache, vor dem sehr gebildeten und wohlerzogenen Mädchen ein Geheimniß aus seiner Lage zu machen. So waren beyde bald bekannt, und von ihren gegenseitigen Verhältnissen unterrichtet. Gustav trug Franzisken an, sie zu seiner Tante zu bringen, von der er ihr mit schwärmerischer Ergießung schon so viel erzählt hatte. Sie erkannte den hohen Werth dieses Anerbiethens, sie dankte ihm mit Rührung für eine Sorgfalt, in der sie den ganzen Umfang seines Wohlwollens gegen sie einsah; aber sie zog vor, sich zu einer bejahrten Verwandten zu begeben, die nicht sehr fern von dem jetzigen Orte ihres Aufenthalts lebte. Gustav machte ihr einige

Vorstellungen über die mögliche Gefahr, auch in diesem zweyten Wohnplatze ähnliche Schrecken zu erleben, wie in ihrem gegenwärtigen, indem die Stadt, wo ihre Verwandte sich befand, nicht weit von dem Schauplatze des Krieges entfernt lag; aber Franziska bestand auf ihrem Vorsatze, und so erhielt Gustav nichts weiter von ihr, als die Erlaubniß, sie selbst dahin begleiten zu dürfen, und das Versprechen, nicht eher zu reisen, bis ihm seine Geschäfte diese angenehme Pflicht erlaubten.

Das alles schrieb Gustav seiner Tante mit der Freymüthigkeit, mit der Umständlichkeit, womit er ihr in frühern Zeiten jedes kleine Ereigniß, ja oft jede Regung seines Herzens erzählt hatte, ohne an etwas zu denken, ohne zu ahnen, was er that.

Leonore las den Brief durch — sie hielt ihn lange gedankenvoll in der Hand. Eine fremde, dunkle Zukunft bewegte sich vor ihrem Blicke in unentwickelten Gestalten. Gustav schien nun in ein Verhältniß gekommen, wohin ihre Vernunft, wenn sie sonst über sein Schicksal nachgedacht hatte, ihn oft zu führen wünschte. Es war ihr, als sollte sie sich freuen, und dennoch breitete sich je mehr und mehr ein tiefer nagender Schmerz in

ihrem Innern aus. Sie legte den Brief aus der Hand, verfiel in Nachdenken, suchte mit sich selbst eins zu werden, und empfand nur desto schmerzlicher den Zwiespalt zwischen den Wünschen ihres Herzens und ihrer Vernunft.

Am andern Morgen beantwortete sie Gustavs Brief kürzer, als sie sonst wohl gepflegt hatte, und schrieb dafür einen desto ausführlichern an ihren Bruder, worin sie ihn bath, sich genauer um das Mädchen zu erkundigen, und seine väterliche Sorgfalt in diesem bedeutenden Augenblicke zu verdoppeln.

Bis jetzt hatten Gustavs Briefe, außer den Nachrichten von seinen kleinen Kriegsvorfällen, nichts als Klagen über eine schönere Vergangenheit und sehnsüchtige Wünsche enthalten, endlich seine geliebte Tante, seine Mutter wieder zu sehen. Noch immer behauptete ihr Andenken die erste Stelle in seinem Herzen, wie in seinen Briefen; aber Franziska hatte doch auch ein Plätzchen in beyden, und er fand immer so viel zu erzählen, so manches Gute und Schöne an ihr zu bemerken, wenn er sie, so oft es seine Pflicht erlaubte, bey ihrer Verwandten sah und sprach, daß Leonore keine Frau, und keine liebende Frau hätte seyn müssen, um sich nicht an den Fingern herrechnen

zu können, wie das alles nun kommen würde, kommen müsse.

Es that ihr sehr weh. Der schönste Trost ihres freudelosen Lebens, das Bild des geliebten Jünglings, der nur für sie lebte, wie sie nur für ihn, hatte von seinem blendenden Schimmer verloren, der ihr zu allen Entsagungen und Opfern bisher Kraft gegeben hatte.

Sie schalt diese eigensüchtige Schwäche, sie begann den Kampf mit ihrem Herzen; und endlich ging der siegreiche Entschluß hervor, nichts als Mutter seyn zu wollen, und ihren Gustav darum nicht minder zu lieben, nicht minder alles, was sie vermochte, für ihn zu thun, wenn er auch künftig eine andere mit eben der Leidenschaft umfassen würde, die zuerst Gewohnheit und Umstände auf seine Tante geleitet hatten. Sie schrieb daher noch ein Mahl an ihren Bruder; sie zog genaue Nachrichten über Franzisken ein. Alles, was sie hörte, bestätigte Gustavs erste Ansicht. Franziska war in jedem Betrachte seiner werth, ihres Vaters Andenken lebte achtungsvoll in den Herzen seiner Mitbürger, Franziska theilte diesen schönen Ruhm, und selbst in Rücksicht der äußern Umstände blieb Leonoren nichts zu wünschen übrig; denn Franziska's Vermögen war auch nach

dem Unglücke, das sie getroffen hatte, noch beträchtlich zu nennen. Nun machte Franziska und ihr Verhältniß zu Gustav auch den hauptsächlichsten Inhalt von Leonorens Briefen an ihren Pflegesohn aus, und sie nahm sich vor, diese Sache, so sehr sie es vermöchte, zu befördern.

Um diese Zeit fing Herr von Veldeck an zu kränkeln. Sein noch jugendliches Alter, seine bis jetzt feste Gesundheit, noch mehr aber sein Hang zu immerwährender Geschäftigkeit machte, daß er diese kleinen Störungen für unbedeutend hielt, und sich durchaus weigerte, einen Arzt zu befragen. Doch sein Zustand verschlimmerte sich sichtlich, und Leonore drang in ihn, Hülfe zu suchen. Der Arzt wurde endlich gerufen; er fand die Sache nicht so unbedeutend, er sprach von Bedenklichkeit, von einer langwierigen Cur. Veldeck lachte noch immer ungläubig, bis er, von Woche zu Woche schwächer und kränker, bald nicht mehr sein Haus und endlich nicht mehr sein Bette verlassen konnte. Dennoch schmeichelte er sich stets mit schönen Hoffnungen, und entwarf eine Menge Plane für den kommenden Frühling, die Leonore mit wehmüthigem Mitleid erfüllten. Sie pflegte ihn unermüdet; sie trug geduldig seine mannigfachen Launen, und setzte ihre Gesundheit

auf's Spiel, um ihm Erleichterung und die wenigen Freuden zu verschaffen, deren er noch genießen konnte.

Es gelang ihren Bemühungen, das Leben ihres Gatten zu verlängern und seine letzten Tage zu verschönern; ihn zu retten vermochte sie nicht. Es war jetzt weder möglich noch räthlich, ihm seinen Zustand zu verbergen, und er nahm die Kenntniß davon mit Schrecken und Entsetzen auf; doch faßte er sich nach einigen Stunden wieder so weit, daß er Ordnung in seinen Geschäften und mit seiner Zukunft zu machen verlangte, und Leonoren auftrug, seinem Neffen zu schreiben, auf den er jetzt recht stolz war, und den er vor seinem Ende noch zu sehen wünschte.

Gustav erschrack über die Nachricht von seines Oheims nahem Tode, und erhielt vom General leicht die Erlaubniß, auf einige Tage das Regiment zu verlassen. Er flog nach der Residenz. — Leonore empfing ihn bey seiner Ankunft. Sie hatte sich bemüht, gelassen und bloß als Mutter zu erscheinen. Gustavs ungestüme Freude, das sprachlose Entzücken, mit dem er in ihre Arme, zu ihren Füßen stürzte, rißen auch sie dahin. Sie schloß ihn heftig weinend an die Brust. Seit mehr als drey Jahren war dieß der erste schöne

Augenblick — sie sah ihn wieder, gesund, blühend, geachtet, und er liebte sie noch so heiß, wie vorher!

Herr von Veldeck nahm seinen Neffen herzlich und mit sichtbarer Achtung auf. Der Hauptmann von Sohrau und der wilde Gustav, den er so oft gescholten, schienen ihm ganz und gar nicht dieselbe Person zu seyn; und so waltete ein schönes Verhältniß zwischen ihnen. Gustav fühlte mit Freuden diese Veränderung; auch er hatte alles Vergangene vergessen, und schien nur ein wirklich betrübter Sohn am Bette des sterbenden Vaters. Er und Leonore theilten sich in die Pflege des Kranken, und tausend neue zarte Faden knüpften sich hin und wieder zwischen ihren Herzen.

Nach ein paar Tagen starb Veldeck in beyder Armen; und sein Testament, dessen Inhalt er bisher verborgen gehalten hatte, ernannte seinen Neffen zum Universalerben, indeß er Leonoren nur einen kleinen eigenen Besitz, aber ein glänzendes Witthum zusicherte, das sie so lange genießen sollte, als sie den Nahmen Veldeck führte.

Als die erste Zeit einer ungeheuchelten Trauer vorüber war, als Leonore und Gustav über die Folgen ihres Verlustes nachzudenken anfingen,

weigerte er sich durchaus, die Erbschaft anzunehmen, und drang darauf, daß Leonore wenigstens mit ihm theilen sollte. So fest er auf seinem Anerbiethen bestand, so fest blieb sie auf ihrem Entschluß, es nicht anzunehmen, und den Willen ihres Gemahls durch pünctliche Befolgung zu ehren. Alle diese Erklärungen geschahen indeß nicht ohne gegenseitige Rührung und Bewegung, und in beyden Herzen regte sich die alte Neigung heftiger als je. So entstand denn in Gustav der Gedanke leicht und natürlich, dem Streit um das Vermögen dadurch ein Ende zu machen, daß er seiner Tante sein Vermögen mit seiner Hand anbiethen, und zugleich eine Leidenschaft befriedigen könnte, die, seit er dachte, in seiner Brust loderte.

Schrecken und Entzücken durchdrangen Leonorens Seele, wie der Jüngling eines Tages, als sie beysammen saßen und trauernd von der nahen Trennung sprachen, indem Gustav in wenigen Tagen zu seinem Regimente abgehen mußte, auf ein Mahl seinen Arm um sie schlug, und mit dem Feuer reiner, erster Liebe ihr den Antrag machte. Sie war nicht vermögend zu antworten; Thränen waren alles, was sie erwiedern konnte. Er glaubte diese stumme Sprache zu verstehen; er

schloß sie heftig an sein Herz, seine Seele ergoß sich in den zärtlichsten Betheuerungen seiner Liebe, seines Glückes. — Da standen auf einmahl ihr Alter und seines, die Zukunft, die ihnen bevorstand, Gustavs späte Reue, sein verkümmertes Lebensglück vor ihrem Blick — und im Gefühl der innigsten Liebe, in dem Bewußtseyn, daß es nur von ihr abhinge, sich des höchsten Glücks zu versichern, das für sie möglich war, Gustavs Besitz — faßte sie den Entschluß, ihm zu entsagen.

Sie ermannte sich. Sie wollte sprechen, sie wollte ihm alles sagen, was Vernunft und Erfahrung ihr eingaben; — sie begann, stammelte einige Worte, und sank auf's Canapeh zurück. Gustav erschrack; er rief um Hülfe, ihre Leute kamen. Leonore erhohlte sich bald wieder; aber sie war nicht im Stande, die Scene auszuhalten, die nun kommen mußte. Erschöpft bath sie Gustav, sie allein zu lassen; ihren Entschluß würde sie ihm morgen sagen. Der Jüngling verließ sie bestürzt.

Den Abend und die schlaflose Nacht wandte sie an, um den schmerzlichsten Kampf mit ihrem Herzen zu kämpfen, den Kampf gegen eine reine, tugendhafte Liebe, die mit der heftigsten Leidenschaft erwiedert wurde, die durch ein heiliges Band zu befestigen in ihrer Macht stand, und die

sie eben aus höherer Liebe für Gustavs Wohl verdammen und unterdrücken mußte. Das war der Punct, an den sie sich hielt, nach welchem sie alle ihre Bemühungen richten mußte. Sie konnte nicht zugeben, daß seine Leidenschaft ihn hinriß, eine Verbindung einzugehen, die er einst, die er vielleicht bald würde bereuen müssen, und die dann auch sie an seiner Seite nahmenlos unglücklich machen würde.

Trotz aller dieser Überzeugung traute sie sich nicht die Kraft zu, es ihm mündlich zu sagen. Sie fürchtete seine Heftigkeit, seine Liebe, ihre eigene Schwäche; sie schrieb ihm. Er fand den Brief in der Zuckerdose, als man ihm mit der Entschuldigung, die gnädige Frau sey nicht wohl, das Frühstück auf sein Zimmer brachte. Leonore harrte mit Zittern der Entscheidung. Nicht lange, so trat Gustav mit glühendem Gesicht in's Zimmer. Er sprach nicht, er warf sich vor ihr nieder, drückte ihre Hände an sein Herz, und blieb lange so liegen. Endlich beschwor er sie bey allem, was ihr theuer und heilig auf der Welt war, sich ihm nicht zu entziehen, ihn nicht gränzenlos unglücklich zu machen.

Es war ein schwerer Kampf für Leonoren. Mehr als Ein Mahl stand sie auf dem Puncte,

von ihrer Liebe, von dem gegenwärtigen Schmerz des geliebten Gegenstandes hingerissen, die Zukunft zu vergessen. Dennoch ermannte sie sich wieder; standhaft widerstand sie allen seinen Betheuerungen, allen Stürmen der Leidenschaft, ihren eigenen heißen Wünschen und seiner Verzweiflung, und er verließ sie zuletzt doch nicht ganz ohne Hoffnung, da die heftige Erschütterung ihres ganzen Wesens ihm genugsam gezeigt hatte, wie schwer ihr der Widerstand ward.

Er irrte sich. Es war ein günstiger Umstand für Leonoren, daß Gustav schon am zweyten Tage unwiderruflich zu seinem Regimente abgehen mußte. So lange traute sie sich Kraft zu, auszuhalten, und sie vermochte es; denn dem ernstlichen Willen zum Guten ist nichts unmöglich. Gustav überzeugte sich endlich, daß er nichts über sie vermöge — und so riß er sich endlich unter heftigen Vorwürfen über ihre Kälte und Fühllosigkeit, zuletzt sogar über eine geheime Leidenschaft für einen Andern, weil er sich ihre Weigerung sonst nicht zu erklären wußte, halb verzweifelnd aus ihren Armen, und warf sich auf sein Pferd. Leonore legte sich noch denselben Abend in einem Fieberanfalle zu Bette, der sie lange nicht ver-

ließ. Ihre Gesundheit war zerstört, ihr Herz gebrochen, aber Gustavs Zukunft gerettet.

Dieser war fortgestürmt, und, kaum beym Regimente angekommen, mußte er sich mit ihm auf den Marsch machen. Es fielen einige Gefechte vor, Leonore hörte durch die Zeitungen von der Gefahr ihres Lieblings; er selbst schrieb kein Wort. So vergingen Monathe. Endlich kam die Nachricht von einer großen Schlacht nach der Hauptstadt. Unter denen, die sich vorzüglich ausgezeichnet hatten, aber auch unten den schwer Verwundeten, war der Hauptmann von Sohrau, und in einigen Tagen erhielt Leonore noch einen Brief von dem treuen Martin, der seinen Herrn in der Schlacht nicht verlassen hatte. Gustav war schwer, aber nicht tödtlich verwundet, und gesonnen, so wie er im Stande seyn würde, die Bewegung zu vertragen, sich nach ***, dem Aufenthaltsorte von Franziska und ihrer Tante, bringen zu lassen, wo er besser verpflegt zu werden hoffen konnte. Das war alles, was Leonore hörte, aber auch genug, um ihr Herz tausendfach zu zerreißen.

Franziska war gegen Gustav, dem sie in jeder Rücksicht so viel zu danken hatte, nicht gleichgültig geblieben; und wenn gleich im Anfange

ihrer Bekanntschaft die Ruhe seines Betragens gegen sie, und die weite Ferne, in welche ihr gegenseitiges Schicksal sie gestellt zu haben schien, ihr die strengste Zurückhaltung zur Pflicht machte, so war es ihr doch nicht möglich, die Gefühle, die sie nicht äußern durfte, zu verdammen oder zu vertilgen. Gustavs Bild herrschte in ihrem Herzen; sie dachte nicht daran, ihn jemahls zu besitzen, aber sie freute sich der schönen Erscheinung, in welcher so manche Ahnung, so mancher frühe Traum ihrer schuldlosen Jugend sich zu verwirklichen schien. Gustav dünkte ihr in jeder Beziehung der ausschließenden Liebe jedes bessern weiblichen Herzens werth, und so widmete sie ihm unerkannt und unvergolten die ihrige. Das Haus ihrer Muhme war ihr schon darum vorzüglich lieb, weil es nicht weit vom Kriegsschauplatze lag, und ihr also die Möglichkeit gewährte, nicht allein oft und schnell Nachrichten von Sohrau zu erhalten, sondern auch zuweilen ihn selbst zu sehen; denn er versäumte nicht, wenn eine längere Muße oder ein Geschäft in der Nähe es ihm möglich machte, seine Gerettete zu besuchen, und diese kurzen Besuche dienten dazu, gegenseitig Achtung und Wohlwollen in beyden zu vermehren.

So war er auch nach dem letzten Aufenthalt in der Residenz sogleich zu Franziska geeilt, um sein tief zerrissenes Herz im milden Umgange sanfter Theilnahme und Freundschaft verbluten zu lassen. Franziska entdeckte leicht den Kummer ihres Freundes; ihr inniger Antheil, ihr liebevolles Forschen drang ihn ihm ab. Sie ward seine Vertraute, sie hörte von seiner seltsamen Liebe zu seiner Tante, die mit den Jahren und der Besinnung in ihm groß geworden war, von seinem letzten Antrage, ihrer Weigerung, ihrer Kälte, ihrer Fühllosigkeit; sie hörte es, und glaubte nicht daran. Sohrau hatte ihr schon früher mit Enthusiasmus von dem Charakter seiner Tante erzählt. Unmöglich konnte diese treffliche, für alles Gute so empfängliche und noch junge Frau in der Nähe eines so liebenswürdigen Jünglings leben, der ihr so mit ganzer Seele ergeben war, und ganz unempfindlich bleiben. Was sie noch mehr in ihrer Ansicht bestärkte, waren manche Züge und Äußerungen, die Sohrau im Verfolg der Erzählung und auch schon früher entfallen waren. Alle deuteten auf eine verborgene Gluth, die nur der Erfahrung und Vernunft gewichen war. Franziska's Herz errieth die verwandte weibliche Seele, sie mußte sie ehren und lieben,

aber sie mußte auch billigen, was jene für Recht erkannt hatte, und so hüthete sie sich wohl, Gustav ihre Gedanken darüber zu entdecken.

Es gelang ihr nach und nach, den Trübsinn ihres Freundes zu mildern. Er konnte nur selten bey ihr seyn; aber ein eifriger Briefwechsel ersetzte, was die lebendige Gegenwart nicht vermochte. Gustav, gewohnt von zarter Frauenmilde schonend behandelt zu werden, gab sich nach dem ersten Widerstreben der Verzweiflung dem wohlthätigen Eindrucke hin; aber keine Bitten, keine Vorstellungen seiner Freundinn waren vermögend, den Groll gegen seine Tante zu überwinden, und ihn dahin zu bringen, daß er ihr geschrieben hätte.

Um diese Zeit war es, als er verwundet wurde. Franziska selbst hatte ihre Muhme bewogen, dem Freunde, dem sie so vielen Dank schuldig waren, ihr Haus und ihre Pflege anzubiethen. Gustav kam zu ihnen, noch sehr krank, aber außer Gefahr, und während einiger Wochen der sorgfältigsten Pflege schlossen sich ihre Herzen immer mehr gegen einander auf, und inniger an einander an. Gustav fühlte, daß ihm Franziska lieb, daß sie ihm nothwendig geworden war; denn sein Gemüth bedurfte einer weiblichen Seele, in der

er sich verschönert erkennen konnte; und wenn auch die ruhige Neigung, mit der er Franziska umfaßte, nicht jener schwärmerischen Leidenschaft glich, mit welcher er in seiner Tante eine Mutter, eine Wohlthäterinn und eine erste Geliebte vergöttert hatte, so that sie doch seinem Herzen wohl, und er fing wieder an, mit etwas heiterm Blicke in die Zukunft zu sehen.

Franziska gewann immer mehr Einfluß auf das Gemüth ihres Freundes, und vermochte ihn endlich, indem sie ihm die Härte und Undankbarkeit seines Betragens vorstellte, seiner Tante wieder zu schreiben. Er that es mit widerstrebendem Herzen. — Der Brief war höflich, kalt. Leonore, die bisher unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit durch den treuen Martin sich Nachrichten von ihrem Neffen zu verschaffen gewußt hatte, empfing den Brief mit freudigem Schauer, erbrach ihn — und warf ihn unter Thränen des Unmuths hin. So konnte Gustav schreiben! So konnte der sie behandeln, für den sie mehr als ihr Leben geopfert hatte!

Sie war viel zu wenig unbefangen, um in dem Tone des Briefes die Sprache gekränkter Liebe zu finden; für sie war es Kälte der gänzlichen Gleichgültigkeit, des Flattersinns, der im

Besitz der frischen Gegenwart leicht der entfernten Vergangenheit vergißt. Sie war tief gekränkt, und erst nach einigen Tagen gefaßt genug, um ihrem Neffen in eben dem Tone, den sein Brief zu verdienen schien, im Tone einer ältern, für ihn besorgten, Verwandten zu antworten.

Gustav zeigte den Brief Franzisken, und wenig fehlte, so hätte er bereuet, an die Tante geschrieben zu haben, so förmlich, so altklug schien sie ihm, so sehr vermißte er in jeder Stelle, die er zehn Mahl herumdrehte und auslegte, den lange gewohnten Ausdruck inniger Zärtlichkeit und mütterlicher Liebe. Doch antwortete er auf Franziska's Bitten wieder, und so schleppte sich denn ein abgemessener höflicher Briefwechsel zwischen ihnen hin, bis Gustav ganz hergestellt war, und nun auf den Rath seiner Ärzte dem Kriegsdienst entsagte, dessen Beschwerden er nicht wohl mehr ertragen konnte.

Er meldete dieß auch seiner Tante, und indem er ihr die Zufriedenheit Franziska's mit diesem Schritte schilderte, und einige Worte von Aussichten in die Zukunft einfließen ließ, erkannte Leonore nur zu gut, was ihr bevorstand, und wie sich alles enden würde.

Sie überwand sich muthig, und ergab sich nun mit ganz veränderter Ansicht in ihr Schicksal. Sie wollte noch so viel Glück genießen, als sie vermöchte, sie wollte ihren Gustav nicht entbehren, sie wollte den, wenn auch ungleich, theilen, den sie ganz zu besitzen nicht im Stande war; und so ließ sie den alten Gefühlen wieder freyen Lauf, und schrieb in eben der mütterlichen Sprache an ihn, die in ihren frühern Briefen geherrscht hatte. Sie schlug ihm vor, da sie seine Neigung zum Landleben kannte, ein kleines Gut, das eben unfern von der Residenz zu kaufen war, an sich zu bringen, Franziska, an die sie einen Brief voll herzlicher Mutterliebe einschloß, seine Hand zu reichen, den Winter in der Stadt bey seiner Tante zu leben, und ihr im Sommer auf seinem Schlosse einige Zimmer einzuräumen. So wollten sie ein Leben, das sie schon so lange ungetrennt und innig zusammen geführt, auch ferner mit einander durchleben, und sie hoffte es ihrerseits in seinen und Franziska's Armen zu beschließen.

Seltsam, aber heftig wirkte der Brief auf Gustav, und beynahe hätte das Erwachen der alten Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke alles wieder umgestoßen, was durch lange Zeit und

viele Bestrebungen für die künftige Ruhe gebaut worden war. Er fand in dem Briefe seine angebethete Mutter ganz wieder, und es gehörte die Gegenwart eines reizenden, und, wie er nur zu wohl wußte, innig an ihm hängenden Mädchens dazu, um nicht zu allen seinen alten Wünschen und Hoffnungen zurückzukehren. Indessen hatte die Liebe zu Franziska bereits so viel Raum in seiner Seele gewonnen, und die Vernunft sprach so deutlich für den Vorschlag der Tante, daß nach einem Sturm von einigen Tagen alles wieder von selbst in's Geleise kam, und seine Neigung zu Franziska, die Aussicht, sein Leben mit ihr zuzubringen, durch den Wunsch seiner Tante eine Art von Heiligung zu erhalten, und ein unverbrüchliches Geboth für Gustav zu werden schien. Er schrieb ihr zurück. Es war zweifelhaft, welche Empfindung ihn stärker belebte, Liebe zu seiner Braut oder zu seiner Pflegemutter, und fast schien diese letztere die Oberhand zu haben. Leonore weinte Freudenthränen über diesen Brief; sie fühlte sich jetzt nicht mehr unglücklich, da Gustavs Wünsche mit den ihrigen so schön zusammen fielen, sie betrieb mit freudiger Geschäftigkeit alle Anstalten zum Empfange des jungen Paares, zum Ankauf und der Einrichtung

des Gütchens, und am Schlusse des zweyten Monaths, traf Gustav mit seiner jungen Frau in der Residenz ein, und führte sie in die Arme seiner Mutter.

Gustav fand seine Tante sehr verändert, und in der kurzen Zeit seit ihrer letzten Trennung so verblüht, daß er kaum vermögend war, seine Betroffenheit darüber zu verbergen. Franziska indeß, die sie früher nicht gekannt hatte, schloß aus dem, was Leonore noch jetzt war, auf das, was sie gewesen seyn mußte; sie begriff Gustavs leidenschaftliche Anhänglichkeit an diese Frau, und ein unbehagliches Gefühl von Furcht vor Rückfällen drang ihr in's Herz. Leonore nahm die schöne, blühende Nichte mit offener Liebe und geheimer Trauer auf. Sie mußte Gustavs Wahl billigen, sie mußte ihm, sie mußte sich selbst Glück wünschen, daß alles so gegangen war; aber jeder Beweis seiner Liebe gegen sie drückte einen leisen Dorn in ihr Herz. Gustav allein war im Anfang ihres Zusammenlebens ganz vergnügt. Geliebt von zwey trefflichen Frauen, von ihrer regsten Aufmerksamkeit und Sorge für alle seine Wünsche umfaßt, hatte sein Herz nur die süße Pflicht, sich seiner Liebe für beyde zu überlassen,

und mit vollen Zügen sein so seltenes Glück zu genießen.

Es währte nicht lange so. Leonore sah tiefer in Franziska's Herz, und ihre eigene Erfahrung deutete ihr manche halbunterdrückte Äußerung, manchen trübern Blick, manche nachdenkliche Laune derselben. Sie erkannte ihr Gefühl in dem ihrer Nichte und — Nebenbuhlerinn; denn was half es, sich länger zu verhehlen, daß sie Gustav noch eben so heftig wie vor Jahren liebte, und daß sie bey dem Entschlusse, ihn einer Andern zu überlassen, und Zeuge dieses Verhältnisses zu bleiben, sich mehr Ruhe und Kraft zugetraut hatte, als sie wirklich besaß?

Jetzt war es geschehen, und kein anderer Ausweg, als das Opfer ganz zu vollenden, und durch Zurückziehen und Entfernung sowohl Franziska zu beruhigen, als Gustavs Liebe unvermerkt ganz auf seine Frau zu lenken. Der Sommer kam. Es wurden Anstalten gemacht, das neu angekaufte Landgut zu beziehen, und nun fand Leonore in ihrer zunehmenden Kränklichkeit und der Nothwendigkeit, in der Nähe ihres Arztes zu bleiben, einen unwiderlegbaren Grund, die jungen Leute allein reisen zu lassen. Vergebens drang Gustav mit liebevollem Ungestüm in sie, vergebens stellte

ihr Franziska aus aufrichtiger Sorge die Wirkungen der Landluft für ihre Gesundheit vor; sie bestand mit sanftem Ernst auf ihrem Vorhaben, dankte ihren Kindern herzlich für ihre Anhänglichkeit, und versprach, sie nächstens zu besuchen.

Gustav fühlte sich in vollem Ernste unglücklich, als er von seiner Tante getrennt war. Franziska sah es mit tiefem aber verborgenem Schmerz. Sie sprach viel von Leonoren, sie billigte seine Sehnsucht und schlug ihm vor, sie bald zu besuchen; aber indeß die ersten Einrichtungen auf dem kaum erworbenen Besitz alle seine Thätigkeit und stäte Gegenwart forderten, und ihm nicht erlaubten, an eine Reise nach der Stadt zu denken, gestand ihm seine Franziska, daß bald ein neues schönes Band sich zwischen ihnen knüpfen, und seine häuslichen Freuden vollkommen machen würde. Diese Nachricht wirkte mächtig auf Gustavs Heiterkeit, und gab seinem Wesen, so wie allen seinen Ansichten eine willkommene Richtung. Franziska war ihm auf Ein Mahl viel theurer, sie war ihm auf gewisse Art heilig geworden. Mit der zartesten Sorgfalt bewachte er sie und seine freudigen Hoffnungen. Er gab den Plan einer Reise zur Tante auf, aus Furcht, die starke Bewegung auf den schlechten Gebirgswegen möchte seiner

Franziska schaden; er schrieb an Leonoren, verkündigte ihr sein Glück, und bath sie dringend, zu ihnen zu kommen und Theil daran zu nehmen.

Sie that es, weil sie von ihrer Gegenwart jetzt viel weniger üble Einwirkung zu fürchten hatte, und die Tage ihrer Anwesenheit waren Festtage der reinsten menschlichen Freude, durch nichts verbittert, als durch die Bemerkung von der geliebten Tante stets sinkenden Gesundheit. So ging indeß der Sommer leidlich hin. Leonore kam noch einige Mahl immer auf wenige Tage; sie fühlte deutlich, daß die Gattinn, die künftige Mutter anfing den ersten Platz in Gustavs Herzen zu behaupten, daß die Neigung zu ihr immer mehr und mehr ihre von den Verhältnissen vorgeschriebene Richtung zärtlicher Kindesliebe annahm, sie fühlte es tief und gab sich alle Mühe, sich darüber zu freuen. Es war ja ihr Wunsch, der Zweck so vieler Bestrebungen gewesen; sie durfte und wollte nichts anders als Mutter seyn.

So hatte sie mit freudiger Geschäftigkeit alles für die Erscheinung des neugebornen Wesens bereitet, und als die rauhere Herbstzeit das junge Paar in die Stadt zurückführte, fand Franziska alles gethan, was sie zu thun sich vorgenommen hatte, und Leonore erklärte ihr, daß sie ihr nun

auch die Wirthschaftssorgen und Verrichtungen übergeben müsse, um ganz ihren Mutterpflichten zu leben. So schaltete sie wie ein guter Geist im Hause, lebte nur für ihre Kinder, sah mit geheimen Vergnügen sich den Rest ihrer Kraft in diesen ungewohnten Anstrengungen verzehren, und strebte nur dahin, ihre täglich wachsende Schwäche vor Gustavs Augen zu verbergen. Es gelang ihr besser, als sie gedacht hatte; denn diese Augen waren jetzt weit mehr auf Franziska, als auf sie gerichtet.

Indessen nahte der erwartete Zeitpunct heran; aber Franziska befand sich sehr übel. Sie war mehrere Tage in Gefahr. Gustavs Schmerz und Angst waren gränzenlos. Leonore mußte für ihn und die Kranke Besonnenheit haben. Sie wich Tag und Nacht nicht von ihrem Lager, so sehr Gustav in sie drang, sich Ruhe zu geben, und legte, als endlich die Gefahr vorüber war, mit einer Empfindung, die ihr Innerstes gewaltsam und auflösend erschütterte, einen wunderschönen Knaben in die Arme des entzückten Vaters.

Franziska war schwach, aber ganz wohl, Gustav außer sich vor Vergnügen; und so wurden mit Freude und Festlichkeit alle Anstalten zur Taufe gemacht. Leonore hatte sich's ausgebethen, das

Kind ihres Sohnes zur Taufe zu halten. Es waren mehrere Glieder der Familie zugegen. Leonore, den Tod im Herzen und freundliches Lächeln auf den Lippen, kleidete sich mit Geschmack und Glanz. — Es sollte ihre letzte, ihre Todesfeyer seyn! — Sie fühlte bestimmt die Annäherung dieses lange erwarteten Freundes, der alle drückenden Bande lösen, und ein Verhältniß enden sollte, das nun einmahl Niemand mehr glücklich machen konnte. So erschien sie in dem Saale, wo bereits alles versammelt war, so liebenswürdig und durch ihre sichtliche Erschöpfung so rührend schön, daß Gustavs Auge unverwandt an ihr hing. Aber beynahe fehlte ihr die Kraft, die Ceremonie auszuhalten; und als sie endlich vorüber war, hob sie mit sichtbarer Anstrengung das Kind empor, schlug das Auge zum Himmel, sagte leise: O Herr! Nun lässest du deine Magd in Frieden fahren! und entrann, so schnell sie vermochte, während sich alles um den glücklichen Vater herum drängte, in ihr Zimmer.

Niemand als eine Jugendfreundinn, die zunächst an ihr gestanden, hatte das letzte Gebeth der Unglücklichen gehört, und diese begleitete sie auch aus dem Saale. Unter dem Vorwande, der lange entbehrten Ruhe zu genießen, verschloß

sie sich in ihr Zimmer, und ließ bitten, daß Niemand, selbst Gustav nicht, sie stören möchte. Die Freundinn blieb bey ihr, und verließ sie auch in der Nacht nicht, die Leonore in dem traurigsten Zustande schlaflos zubrachte. Am Morgen, als Gustav sehr ängstlich mit dem Arzte vor ihr Bett trat, erschracken beyde über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, und der Arzt erklärte, das hier wenig oder eigentlich nichts mehr zu hoffen sey. Gustav, den in der letzten Zeit Leonore geflissentlich über den Stand ihrer Gesundheit getäuscht, und dem seine häuslichen Angelegenheiten die nöthige Aufmerksamkeit geraubt hatten, erschrack tödtlich über diesen Ausspruch, und beschwor den Arzt bey allem, was ihm theuer sey, ein Leben zu retten, ohne welches das seinige keinen Werth mehr für ihn habe. In dem Augenblicke des gedrohten Verlustes war die alte Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke erwacht, und er fühlte, was ihm Leonore war, da er sie verlieren sollte.

Indessen bewirkten alle diese Liebe und die treueste Pflege von ihm und Franziska nichts, als die letzten Tage der Unglücklichen zu verschönern. Sie wurde sichtlich schwächer, sie lag oft durch mehrere Stunden in dumpfer Bewußt-

losigkeit, worin sie von allem, was um sie vorging, nichts gewahr wurde, und aus der nur Gustavs Stimme, die sie allein kannte, seine Annäherung oder eine Berührung seiner Hand sie zu wecken vermochte. Diese Bemerkung, so selig sie ihn für den Augenblick machte, ließ ihn tief in Leonorens Seele blicken, und mit unendlichem Schmerz ahnen, was er ihr gewesen war.

Nach mehreren Wochen langsamen Verlöschens jeder Kraft kehrte in den letzten Stunden Leonorens Bewußtseyn und die vollkommenste Heiterkeit ihres Geistes wieder; sie bereitete sich mit Würde und Freudigkeit zum Tode, nahm von ihren Kindern herzlichen Abschied, segnete den Neugebornen ihres Gustavs, und entschlief, wie sie es immer gewünscht, still und ruhig in seinen Armen.

Gustav hatte alle Kraft seines Willens nöthig, um seinem Schmerz nicht zu unterliegen, und wenn sich Franziska auch zuweilen durch seinen an Verzweiflung gränzenden Trübsinn gekränkt fühlte, so zog sie doch die Anstrengung und Kraft, womit er sich meistens zu beherrschen, und ihr die Größe seiner Trauer zu verbergen strebte, mit vermehrter Achtung und Liebe an ihn.

Ein halbes Jahr ungefähr nach Leonorens Tode, als eben Gustav einiger Anstalten wegen auf sei-

nem Landgute und Franziska allein zu Hause war, kam mit der Nachricht von dem Tode jener Jugendfreundinn, die Leonorens ganzes Vertrauen besessen hatte, auch ein Packet mit Briefen der verstorbenen Tante an diese Frau, welche die Erben der Familie zurück sandten. Die Briefe waren, wie natürlich, offen, und wohl schon von den Überbringern des Päckchens durchblättert worden. — Franziska trug daher kein Bedenken, sie ebenfalls anzusehen. Sie enthielten in einer sehr ordentlichen Folge die ganze Geschichte von Leonorens Empfindungen für Gustav, viele Züge aus seinen Kinder- und Jugendjahren, alle kleinen Umstände und Begebenheiten, wodurch diese Neigung in dem Herzen seiner Tante geweckt, genährt und endlich zu jener Stärke angewachsen war, die sie zum Opfer derselben machte.

Franziska war tief durch dieses Lesen bewegt worden. Fast bereute sie, einer unschuldigen Neugier gefolgt zu seyn; denn sie fand sich jetzt mit ihrer eigenen Überzeugung in Unruhe und Streit, ob sie ihrem Manne diese Briefe geben, oder lieber die Sache vor ihm verschweigen sollte. Es war kein Zweifel, daß seine Liebe für die Verstorbene durch diese genaue Kenntniß ihrer Denkungsart noch vermehrt, daß ihr Bild in ein noch glän-

zenderes Licht vor ihm gesetzt werden würde. — Konnte sie es aber über sich gewinnen, ihrem Gustav einen solchen Schatz zu entziehen, wie diese Papiere für ihn seyn mußten? Konnte sie endlich den Gedanken ertragen, ihm etwas verborgen und gleichsam unterschlagen zu haben?

Unmöglich! — Nach einem langen Streite in ihrem Innern beschloß sie endlich, sobald Gustav zurück seyn würde, in einer guten Stunde ihm die Briefe zu übergeben, und mit Fassung abzuwarten, was auch daraus für sie entstehen könnte. Zwischen ihr und ihrem theuersten Freunde mußte alles offen und wahr seyn.

Sie that, was sie sich vorgesetzt hatte; sie brachte Gustav die Briefe in sein Cabinet, und ging in ihr Zimmer zurück, gehoben und gestärkt durch den Gedanken, daß sie recht gethan. Nach einigen Stunden kam er herüber. Er sprach nicht, aber die Spuren der Thränen in seinen Augen, die heftige Rührung, womit er Franziska an seine Brust drückte, die erhöhte, achtungsvolle Zärtlichkeit, womit er sie von dieser Stunde an behandelte, zeigten ihr, daß sie sich in seinem Herzen nicht geirrt hatte. Die Überzeugung, wie groß Leonore, wie zart Franziska gehandelt habe, rief jede Kraft, jeden Antrieb zur Tugend

in ihm mächtig auf. Franziska erschien ihm in nicht minder edlem Lichte, als die geliebte Verstorbene. Er glaubte, daß auch sie ihn eben so sehr liebte, daß sie eben das für ihn zu thun fähig seyn würde, was Leonore für ihn gethan, und diese Überzeugung vermehrte seine Liebe für Franziska, wie sie seinen Schmerz um Leonoren zur stillen, heiligen Wehmuth milderte. So wurden die Gefühle dieser reinen Seele auch nach ihrem Tode zum Werkzeuge des Guten und Rechten; ihr Geist schien, wie ein guter Genius, ermunternd, beglückend und beschützend über ihren Kindern zu schweben, und aus einer Leidenschaft, die in ungeordneten Seelen die Quelle nahmenloser Verworrenheit oder vielleicht verdammungswürdiger Vergehen geworden wäre, erwuchs in diesen Herzen, und durch die Tugenden zweyer edlen Frauen nur Segen und Glück. — Das ist echte Frauenliebe!

Argalya.

Argalya.

Der späte Tag erwachte über den Schneegefilden am Jenisey *). Stumm und öde lag die Gegend; der fürchterlichste Frost hielt die Bewohner des Landes in ihren Jurten **). Jetzt erhob sich die Sonne und stand niedrig über den Horizont; blutroth blickte sie durch die dicken Nebel, ohne Wärme, ohne belebende Kraft, kaum fähig, die weiten weißen Flächen zu erleuchten, die von dem zurückprallenden Schneelichte eine zweifelhafte Dämmerung empfingen. Da fiel einer ihrer schiefen Strahlen in eine Kluft des Altaigebirges ***), und weckte den

*) Ein Fluß im östlichen Sibirien, der sich in's Eismeer ergießt.

**) Jurten heißen die armseligen Hütten der Samojeden, Ostiaken und aller dieser nördlichen Völker.

***) Altai, ein Gebirge im östlichen Asien.

Schläfer, der seit Jahrhunderten in ihrer grauenvollen Tiefe lag; denn so geboth es das Schicksal und der alles lenkende Wille.

Es war Argalya, einer von den vornehmsten Geistern, die einst bestimmt waren, der jungen Erde zu hüthen und die wechselnden Wirkungen der Jahreszeiten und Elemente zu ordnen und zu leiten. Der schwere Schlummer, vielmehr die Betäubung, die ein Jahrtausend auf ihm gelastet hatte, fing an, sich zu zerstreuen; er empfand, er wurde sich seiner bewußt, er fing an zu denken. Dunkel und fern regten sich Erinnerungen vor seinen Blicken. Ihm war, als wäre er einst gewesen, dann lange Zeit nicht mehr, und jetzt abermahls. Er erhob sich. Auf die Rechte gestützt, sah er um sich her; schwarze Felsenwände umgaben ihn in einiger Entfernung, und wölbten sich über ihm zum Dome, in welchem nur eines Genius Auge die wunderbare Gestaltung der Stalactiten *) unterscheiden konnte, die hier in ewiger Finsterniß, unbewundert vom Auge der Sterblichen, herab

*) Stalactiten sind die von oben herabhängenden Pyramiden von Tropfstein, die sich durch die fallenden Tropfen bilden.

hingen. In dumpfem Staunen sah er das alles, und faßte noch nicht, wie er hierher gekommen, was mit ihm während des langen Schlafes vorgegangen war.

Nach und nach erwachten seine geistigen Kräfte. Hellere Erinnerungen traten hervor, und noch hellere folgten. Er sann nach; — die vorüber gegangene Ewigkeit entfaltete ihre Tiefen vor ihm — Gestalten ordneten sich vor seinem Blicke — jetzt — jetzt wußte er alles, was er gewirkt, gelitten — verloren. Er stand auf. Ich bin noch! sagte er langsam: Und warum? Warum nicht vernichtet? — Tief aufseufzend erhob sich seine Brust. Die Leiden der Unsterblichen sind erhöhter in eben dem Maße, als ihre geistigen Kräfte es sind. Jetzt trat er vor die Höhle hinaus, wo der matte Strahl herein schimmerte. Himmelnahe Klippen umstarrten ihn — nirgends ein Baum, ein Strauch, kaum eine Spur von Vegetation, als in den dürftigen Moosfasern, die an den Felsenwänden klebten. Ihm graute in dieser furchtbaren Einöde. Langsam entfaltete er die ätherischen Schwingen, und erhob sich bis zum Gipfel des Berges. Jetzt stand er auf der Spitze des Altai; unter ihm dehnten sich die weiten Flächen

der Tartarischen und Sibirischen Steppen gegen den Nordpol zu hinab, — weite, unabsehliche Gefilde mit fast ewigem Schnee bedeckt, ein Bild der Einsamkeit, des Todes. Argalya staunte. Lange sah er zweifelnd hin, ob sein, des Sehens noch ungewohnter, Blick ihn täusche; — es blieb dasselbe traurige Bild. Eine erstarrende Luft herrschte hier, rings war alles Leben gestorben, die Quellen, die von den schwarzen Klüften des Altai herab stürzten, standen, vom Eise gefesselt, als diamantene Säulen da; kein Bach rauschte, kein Fußtritt hallte, keine Stimme tönte — die Erde war ein weites, weißes Grab. Welche Veränderung! rief der Genius: Ist dieß die Gestalt der blühenden Erde, auf der ich einst wandelte? Mit zweifelhaftem Fluge schwebte er zur Fläche nieder, immer noch hoffend, die Täuschung werde sich lösen. Vergebens! Er suchte grünende Auen, und fand nichts als Schnee in trauriger Einförmigkeit; er blickte umher nach den Palmenhainen, den Rosengebüschen, in denen seine unsterbliche Jugend geblüht hatte — schwarze Tannen und Fichten, halb von der Last des Schnees gekrümmt, standen traurig über dem einsamen Gefilde. Da lehnte sich Argalya, in Ernst und Weh-

muth versunken, an einen Felsen, und seine Klage begann also:

Du Bild von meinem innersten Gemüthe,
Erstorbne Welt, vom Reiz verlaßnes Land!
Empfange mich! Gefallen ist die Blüthe;
Auch mich berührte kalt des Todes Hand.
Ich kann nicht sterben, aber ich muß leiden;
In grauer Vorwelt wohnen meine Freuden.

Wo seyd ihr hin, ihr heitern Jugendbilder,
Wo über ewig lächelnder Natur
Nur laue Lüfte wehten, und ein milder
Tiefblauer Himmel ruht' auf grüner Flur?
Da rauschte Zephyr durch die Palmenhaine,
Und Rosen deckten jene nackten Steine.

Von diesen Gipfeln stürzten ew'ge Quellen.
Wo jetzt im Moos das Rennthier Futter sucht,
Da sprangen munter flüchtige Gazellen;
Platanen grünten in des Stromes Bucht.
In lauen Nächten ließen Nachtigallen
Aus Myrtenwäldern ihre Lieder schallen.

O schönes Bild der jugendlichen Auen!
O schön'res noch der eignen Jugendzeit!
Du bist dahin! Mit innerlichem Grauen
Wend' ich mich ab von dem, was sich mir beuth.
Ich bin ein Fremdling worden auf der Erden;
Was ich verlor — wird nie mir wieder werden!

So seufzte Argalya; aber kein Zephyr seufz-te ihm nach. Ein rauher Nordsturm riß die lo-ckern Schneelagen vom Felsen herab, und erfüllte

die Luft mit fallenden Flocken. O Schicksal! rief der leidende Geist: Welche Natur! Welche Schrecken! Er versank von Neuem in düsteres Nachsinnen. — Im Innersten seines geistigen Wesens waren noch tiefere Wunden — er wagte es nicht, mit seinen Gedanken diese Stellen zu berühren; aber als er nach vielen Tagen, die unbemerkt mit ihren kurzen Sonnen und langen Finsternissen an ihm vorüber gegangen waren, aus seinem Erstaunen erwachte, beschloß er, in menschlicher Gestalt das Land zu durchziehen, und von den Bewohnern Kundschaft über die Veränderungen einzuziehen, die hier vorgegangen seyn mußten.

Die Hoheit seiner unsterblichen Jugend in fernnachahmende Hüllen kleidend, ward er ein Jüngling, wie sie damahls auf der jungen Erde wandelten. Mühsam verbarg er den himmlischen Reiz, und glaubte nun unbemerkt zu seyn; dennoch würde selbst unter einem glücklichen Himmel, unter einem schönern Geschlechte dem aufmerksamen Blicke die mehr als irdische Hoheit dieser Formen nicht entgangen seyn. Tage lang wandelte er schon dahin über das weite Gefilde, wo keine Spur einer Straße oder eines Wohnplatzes geselliger Menschen sich

zeigte; der Unsterbliche fühlte keine Erschöpfung. Endlich stieg nicht weit von ihm qualmender Rauch aus einer Niederung empor. Argalya näherte sich — einige elende Jurten aus Thierfellen, über Pfähle gespannt, lagen zwischen entlaubten Büschen. Kein Hausthier weidete um diese verschlossenen Hütten, kein Garten grünte, kein nachbarliches Hin- und Hergehen verkündete gesellige Sitten. Argalya trat an eine Hütte. Eine häßliche Gestalt, in dichte Pelze gehüllt und vom Rauch gebräunt, kroch unter den Fellen hervor; und als sie aufgerichtet stand, hatte Argalya Mühe, dieses mißgeschaffene Wesen für einen Bewohner der Erde zu erkennen. Aber erschrocken stürzte der Samojede vor dem hohen Fremden nieder, und wollte den Göttlichen anbethen. Argalya fragte den Wilden um den Nahmen des Landes, seine jetzige, seine ehemahlige Beschaffenheit. In dumpfem Staunen sah ihn der Samojede an, und wußte auf keine seiner Fragen Bescheid. Argalya verließ ihn; er ging von Jurte zu Jurte — überall dasselbe Elend, dieselbe Stumpfsinnigkeit bey dem gänzlichen Mangel alles dessen, was dem Daseyn höheren Werth gibt. Er dachte der Träume und Ent-

würfe seiner Jugend. O, welches Geschlecht! rief er tief bewegt: Wie schrecklich gefallen!

Endlich leitete sein Nachforschen ihn zu einem Greise, einem Fürsten des Volkes. Aber auch hier hinderte Entsetzen und Furcht lange alle Mittheilung. Argalya erkannte, daß dieß Geschlecht des Umgangs mit Unsterblichen nicht mehr fähig war; nur mit Mühe konnte er den erschrockenen Greis dahin bringen, daß er dem gefürchteten Geiste Antwort auf seine Fragen gab. Und was vernahm er? Die Geschichte des unglücklichen Volkes verlor sich bereits im Dunkel des kaum vergangenen Jahrhunderts. Stets nur besorgt, mit der stiefmütterlichen Natur um die Fortdauer eines mühseligen Daseyns zu kämpfen, hatten sie sich nie um das bekümmert, was außer ihrem Dorfe oder in vergangenen Zeiten geschehen war. Doch lebten noch alte Sagen unter ihren Greisen, die von einem schönen Leben in diesen Gegenden sprachen, von einer glücklichen Zeit, wo die Sonne nur auf einige Stunden unterging, — wo kein Schnee die Felder deckte, und ein frohes Volk im stäten Genusse der Freude auf immer grünen Wiesen, unter fruchtbaren Bäumen lebte, bis sein Übermuth die Götter er-

zürnte, und diese in mächtigen Wasserfluthen das strafbare Geschlecht von der Erde tilgten.

Argalya seufzte tief: Und wann glaubt man, daß dieß geschehen sey?

Es ist schwer, erwiederte der Greis, nach bloßen Sagen dieß zu berechnen. Wir wissen nichts anders, als was durch Erzählung von Vater auf Sohn forterbt; aber jenseits der hohen Berge und Wüsten, gegen Mittag, wohnt ein kluges Volk in mildern Gegenden. Dieß versteht die Kunst, den Gedanken in Linien und Strichen aufzuzeichnen, und so das, was es sagen will, bleibend zu machen, damit jeder, der es ansieht, erfährt, was der Andere wollte. Dorthin war mein Vater in seiner frühen Jugend gerathen. Ach, ich müßte einen Tag lang erzählen, wenn ich dir die Wunder alle berichten sollte, die mein Vater bey jenem Volke sah! Sie haben lange Rollen, mit Strichen und Puncten bemahlt; auf diesen steht alles, was jemahls geschehen ist, und so erzählten sie meinem Vater, daß seit jener Zeit, wo die Wasser die Erde überschwemmten, viel mehr als tausend Jahre vorbey gegangen seyn müssen.

Mehr als tausend Jahre! wiederhohlte Ar-

galya mit heftiger Erschütterung. Seine Erinnerung flog in das Dunkel dieser unabsehlichen Zeit zurück. »O, Azora! Wo ist dein Staub?« Der Greis sah ihn erstaunt an. Argalya faßte sich — er dankte dem Wilden für seine freundliche Belehrung; dann reichte er ihm ein Gastgeschenk, wie es Unsterbliche geben können, und entschwand seinen Blicken. Entzückt stürzte der Wilde zur Erde nieder, und bethete dankbar dem verschwundenen Gotte nach.

Argalya entfloh zu den Felsen des Altai. Hier sank er in dumpfer Betäubung in einer düstern Höhle nieder, und lag ohne einen andern Gedanken als den der unendlichen Kluft, die ihn von allem trennte, was ihm theuer gewesen war. Nach und nach lebte die ganze Vergangenheit wieder vor ihm auf, und die Bilder seiner Jugendzeit gingen vor ihm vorüber.

Im ersten Anfange der Dinge, als die jugendliche Erde, von den Morgensternen als Schwester und Gespielinn begrüßt, aus der Hand ihres Schöpfers kam, da war noch ihr schönes Rund nicht durch schneidende Abwechselungen von Frost und Hitze getheilt, da blühte überall ein ewiger Frühling. Die Sonne stieg in gleicher Höhe über ihr empor, und Schatten

und Licht reiheten sich in gleich gemessenen Zeiten. Überall war Freude, Unschuld und Ruhe. Viele hohe Wesen, vom Schöpfer mit mannigfachen Kräften ausgerüstet, schön und unsterblich, wachten über die Erhaltung und Ordnung des Ganzen. Einigen war die Aufsicht über die Winde, den Regen, den Donner und Blitz gegeben, andere walteten im Feuer; jene lenkten den Lauf der Quellen und Flüsse, andere herrschten im Oceane. Manche schafften und wirkten im Innern der Erde; vielen war die Obhuth der Thiergeschlechter anvertraut. So standen sie auf verschiedenen Stufen der Kraft, Einsicht und Erhabenheit. Über alle hinaus ragten zwey Genien, Argalya und Diwaconta, jener der Beherrscher des Luft- und Feuerkreises, dieser der Erde und des Meeres. Unter ihren Befehlen stand das unzählbare Heer der untergeordneten Geister; sie selbst, an Macht, obwohl nicht an Neigungen, sich gleich, gehorchten nur dem Schöpfer, und dem von ihm gesprochenen Gesetze. Das Menschengeschlecht, ebenfalls blühend, kräftig und schön, lebte unter ihrer freundlichen Obhuth nicht geschieden von ihnen, die oft sichtbar, noch öfter in Erscheinungen und Träumen unter den geliebten Schützlingen wan-

delten und wirkten. Selige Tage der ersten Unschuld in den blühenden Thälern von Kaschmire, wie in den sonnigen Ebenen jenseits des Altai bis hinab gegen den damahls noch nicht erstarrten Nordpol!

Es war nichts Seltenes, daß ein Genius irgend einen Sterblichen zum besondern Liebling erkohr; dann wurde ihr Umgang inniger und vertrauter, aber nach der Art der Geister und ihren Neigungen verschieden. Diwaconta's Untergeordnete, die Geister der trägern Erde, des nach Ruhe strebenden Wassers, weniger erhabener Natur, wurden leicht von ihren Geliebten aus ihrer überirdischen Höhe herab zur Erde gezogen; und bald bevölkerte ein überkräftiges Geschlecht von Halbgöttern und Riesen, aus jenen Verbindungen entsprossen, die Erde — indessen Argalya's Geister, aus edleren Stoffen gebildet, in der ewig bewegten Luft, im läuternden Feuer wohnend, die Sterblichen, die sie ihrer Wahl würdig fanden, in geistiger Verbindung von Schwächen und Unvollkommenheiten befreyten, und zu sich empor hoben. Noch lebt bey den meisten Völkern in dunkeln Sagen aus einer längst vergangenen Welt, in verunstalteten und oft entadelten Fabeln die

Erinnerung an jene Periode höherer Entwickelung der menschlichen Natur und eines vertrauten Umgangs mit Wesen besserer Art. Was sind wohl jene wehmüthigen Träume von einem goldenen Zeitalter, die beynahe in der Geschichte jedes Volkes vorkommen? Was sind die Fabeln aus der Griechischen Heroenzeit, so viele Mythen der Hindus anders, als das halbverklungene Andenken an jenen seligen Zustand?

Aber nicht lange blieb dieses glückliche Verhältniß. Das Geschlecht, aus dem Umgange der Sterblichen und der Wasser- und Erdgeister entsprungen, im Übermuthe körperlicher Kräfte, fing an, sich vom Wege des Rechten und Guten zu entfernen, und für erlaubt zu halten, was ihm zu vollbringen möglich war. Von ihren Schutzgeistern aufgemuntert, griffen sie immer weiter um sich. Unschuld, Ruhe und Friede wurden immer seltener. — Kriege begannen; der Mächtigste trat auf den Nacken des Überwundenen. Die Guten, die Tugendhaften, unter welchen Argalya's Genien sich Lieblinge zu wählen pflegten, verloren sich unter der wilden Menge, oder zogen sich in die Schatten eines unbemerkten Lebens zurück. Diwaconta's Reich vermehrte sich, und er fing an, darauf zu sin-

nen, wie er es durch gänzliche Entfernung des längst verhaßten Nebenbuhlers endlich allgemein machen, und das ganze unterworfene Menschengeschlecht sammt den Geistern aller vier Elemente allein und unumschränkt beherrschen möchte. Die Ausführung dieses Entwurfes dünkte ihn nicht schwer. Argalya, in erhabene Träume versenkt, oder mit tiefsinnigen Speculationen beschäftigt, schien ihm ein eben so argloser als wenig gefährlicher Feind.

Aber so arglos war Argalya nicht. Auch in ihm glühte Heldenfeuer, auch er ahnete die Süßigkeit der Herrschaft; aber nicht einer frevelhaften Empörung gegen die höhere Macht, von der sie beyde ihre Kraft erhalten hatten, noch weniger tückischem Verrathe wollte er seine Verherrlichung danken. Ihm entgingen Diwaconta's Plane nicht; eine grauenvolle Zukunft zeigte sich ihm, und er beschloß zu retten, und zugleich seine Macht durch den Untergang des finstern Gegners zu sichern. Vor seinen Augen stand ein glänzendes Ziel: Beglückung des Menschengeschlechts durch Veredlung, und dann Herrschaft der Tugend und Weisheit, fest und unerschütterlich gegründet auf niemahls veränderliche Grundsätze des Wahren und Rechten. So hoff-

te er einst seinen Thron zu gründen, und über eine Welt voll Licht, Wahrheit und Glück zu gebiethen.

Mit solchen Absichten wandelten die beyden Geisterfürsten unter den Sterblichen; die untergeordneten Geister theilten der Könige Gesinnungen, und beyder Bestreben arbeitete einander entgegen. Je mehr Diwaconta durch alle Reizungen des Reichthums, der Wollust und Macht die Sterblichen zu seinen Fahnen zu locken suchte, je eifriger bemühte sich Argalya, sie durch die höhere Schönheit der Tugend, durch das stolze Bewußtseyn des Rechts, durch Entfesselung von Sinnlichkeit für ein geistiges Leben zu gewinnen. Diwaconta hatte schon mehr als Ein schönes Weib geliebt, mehr als Einen reizenden Jüngling in seinen unterirdischen Pallast entführt, und der Verzweifelung derjenigen nicht geachtet, denen er das Liebste entriß. Argalya hatte noch immer diesem Zauber widerstanden; das hohe Ziel seiner Weltbeherrschung im Auge, war er achtlos unter den Menschen umhergegangen, die ihm nicht zu unbedeutend für seine Sorge, aber viel zu niedrig für Gegenstände einer ausschließenden Liebe schienen. So hoffte er noch ferner, unbestrickt von einer hef-

tigen Empfindung, bloß als oberster Lenker ihrer Gefühle und Meinungen über sie walten zu können.

Es war einer der schönsten Sommerabende, wie sie nur unter einem milden Himmel auf die ruhig athmende Natur niedersinken. Leichte Wölkchen, in rosenrothe Schleyer zerflossen, oder mit Gold umsäumt, schwammen einzeln in dem tiefen Blau, ein Strom von süßen Düften aus den nahen Orangenhainen zog durch die laue Luft, und die Nachtigall klagte in Myrthengebüschen der Rose ihre Liebe; da trat Argalya, mit seinem heutigen Tagewerke zufrieden, unter den Palmen hervor, die am Ufer eines Teichs ihre schönen Häupter im Abendwinde wiegten. Die Schönheit des Orts zog ihn an, die süße Ruhe der Natur, nach einem herrlichen fruchtbringenden Tage, stimmte angenehm in sein Gefühl, und die laue Milde der Luft, der klagende Gesang des Vogels, die wollustreichen Düfte der Blüthen lösten sein ernstes Gemüth in ungewöhnliche Weiche auf. Er ließ sich im Grase des Ufers nieder, und sah träumend über den Teich hin, in dessen klaren Tiefe über den Palmenwipfeln die zarten Wolken des Himmels zitterten.

Da weckte ihn ein leichtes Geräusch aus seinen Gedanken. Eine weibliche Gestalt, in blendendes Weiß einfach und züchtig gekleidet, in einen Schleyer, der sie bis an die Fersen bedeckte, gehüllt, trat, einen schönen Knaben an der Hand, aus den Büschen, und ging am Ufer lustwandelnd hinab, indeß sie sich liebevoll mit dem Kleinen unterhielt. Argalya's Blick folgte ihr, zuerst aus Neugierde; dann bemerkte er, daß in ihrer Haltung, ihrem Gang etwas Edles lag. Er hörte eine sanfte Stimme sich mit Zierlichkeit ausdrücken; er wurde aufmerksam und begierig, sie im Gesichte zu sehen. Jetzt war sie an's andere Ende des Teiches gekommen, wo sie sich mit dem Kleinen niedersetzte. Argalya sah reiche dunkle Locken unter dem weißen Schleyer ein zartes Gesicht beschatten; er sah das große Gazellenauge sich langsam wenden, und zwischen langen dunkeln Wimpern ernst und sinnig blicken. Kaum färbte ein schwacher Rosenschein die seidnen Wangen, und blühend weiße Zähne erschienen und verschwanden hinter schmalen Lippen vom hellsten Korallenroth. Argalya mußte sich gestehen, daß er viel schönere, aber wenig lieblichere Frauengestalten gesehen habe. Was ihn am meisten anzog, war

der züchtige Ernst, die Jungfräulichkeit, die sich in jeder ihrer Bewegungen aussprach.

Wer der Sterbliche seyn mag, dachte er, der dieß holde Geschöpf sein nennt, der von diesen Lippen, von dieser Stimme mit Liebe genannt wird, der in diesem dunklen Auge sein Glück lesen darf? Wahrlich, er ist zu beneiden! Noch dachte Argalya so, als ein Tieger sich durch's Gebüsch dem Teiche näherte, um zu trinken. Mit einem Schrey des Entsetzens flog die Frau empor, riß den Knaben auf, den sie auf den Arm nahm, und wollte mit ihm entfliehen; aber ihr Schrey hatte sie dem Tieger verrathen. Er sprang auf sie zu. Unfähig mit dem Kinde schnell zu laufen, warf sie den Knaben gegen das Gebüsch, hieß ihn sich retten, und erwartete den entsetzlichsten Tod, als plötzlich ihr gefürchteter Feind, von einem Pfeile getroffen, todt zu ihren Füßen stürzte, und ein Jüngling, den Bogen in der Hand, aus den Büschen trat.

Zitternd — todtenblaß stand sie noch, und konnte kaum ihren Augen die unverhoffte Rettung glauben. Da redete der Jüngling sie an. Sie erhob den Blick, sah eine Göttergestalt vor sich stehen, und ein leiser Schrey entfuhr ihren Lippen Sie wollte entfliehen.—Mit sanftem To-

ne bath er sie, zu bleiben. Der Klang dieser Stimme drang tiefer in ihr Herz, als vorher der Anblick des schönen Fremden. Sie besann sich, daß er den Tieger getödtet und ihr das Leben gerettet habe, daß sie ihm Dank schuldig war. Sie kam zurück — näherte sich ihm — wollte sprechen; — da sah sie in dieß hohe flammende Auge, da erschien ihr in diesen edlen Zügen der Ausdruck einer mehr als irdischen Schönheit, und sie verstummte. Argalya verstand dieß Verstummen; es rührte ihn tiefer als der beredteste Dank. Auch ihn überraschte sein Gefühl; er hielt ihre Hand, er fühlte, daß sie bebte — er sah sie die Augen vor seinen Blicken senken, schlug den Arm um sie, und zog sie an seine Brust. Sie sank an sein Herz. Es war ein Augenblick des unmittelbaren Verschmelzens zweyer Geister, ein heiliger Moment, in dem sich ihre Seelen erkannten und fest an einander zogen, um sich in Ewigkeit nicht mehr zu trennen. Langsam erhob die Fremde endlich das Haupt, Argalya's Blick begegnete ihrem Auge, ein Himmel voll Liebe und Reinheit lag darin; durch diesen klaren Krystall konnte er bis auf den Grund ihres Herzens sehen, und erkennen, was sie für ihn empfand. Wer bist du, schöne Frau? sagte

der Fremde. »Ich heiße Azora, und bin die Tochter Abdallah's; unser Haus und unser Garten liegen dort am Meeresufer.« Und wie nennt sich dein Gemahl? Erröthend erwiederte Azora: Ich habe keinen, ich bin unvermählt. — Unvermählt? rief Argalya mit freudestrahlendem Blicke: Unvermählt? Und dieser Knabe? »Ist mein Bruder.« Dein Bruder? Und du wolltest dem schrecklichsten Tode entgegen gehen, um ihn zu retten? O himmlische Azora! Ich liebe dich, du bist mein!

Azora trat einen Schritt zurück: Wer bist du, Jüngling, der du mir das im ersten Augenblicke sagst!

Argalya hatte vergessen, daß er hier nur ein Sterblicher war; er fühlte es. »Verzeih, Azora, dieß Bekenntniß, das die Achtung für deine Tugend, und der Wunsch, dich zu besitzen, mir entriß! Ich heiße Coswanda; mein Vaterland sind die Gebirge dort in der Ferne. Kannst du mich nicht wieder lieben, so erlaube mir nur, dich zuweilen zu sehen.«

Azora erröthete von Neuem, und verstummte, aber nicht lange. Es war etwas in ihrem Herzen, das ihr jede Verstellung gegen diesen Jüngling unmöglich machte. Sie erhob das

dunkle Auge, sah ihn freymüthig an, reichte ihm die Hand, und sagte: Ich liebe dich, Coswanda! Ich will dir es nicht verbergen. Du bist der erste Mann, der mir solche Gefühle eingeflößt hat, und ich fühle, ich werde nie einen andern lieben. Komm mit mir zu meinem Vater! Coswanda drückte ihre Hand an sein Herz. Ein Moment hatte über sein Schicksal entschieden. Er, der noch vor wenig Minuten, aller Liebe fremd, an keine Verbindung mit irgend einem weiblichen Geschöpfe gedacht hatte, fühlte sich jetzt in den innersten Tiefen seines Wesens verwandelt, und auf ewig an ein sterbliches Mädchen gebunden. Doch dünkten ihn diese Bande so süß, so genügend, daß er sich nicht mehr in seine vorige Freyheit zurück wünschte. Sie traten nun den Rückweg an. Azora gab die eine Hand ihrem Begleiter, mit der andern führte sie den Knaben. Es war dunkel geworden im Walde, Gestrippe und Baumwurzeln machten den Pfad beschwerlich; Argalya unterstützte die Geliebte, er leitete ihre Schritte. Dieß Verhältniß hatte neue, nie empfundne Reize für den Unsterblichen; er hätte gewünscht, daß der Weg noch recht lange währen möchte. Jetzt kamen sie in's Freye und an den Strand. Hier

erhob sich, schimmernd durch die Dämmerung, das große prächtige Haus Abdallah's. Das ist unsere Wohnung! sagte Azora. Das? antwortete Argalya: Ach, dein Vater ist wohl reich und mächtig? Man sagt es, erwiederte das Mädchen: Unsere Kamehle trinken aus hundert Bächen, und unser ganzer Stamm ehrt meinen Vater und folgt seinem Rathe.

Ich aber bin arm, sagte Coswanda: Mein Vater ist ein unbekannter Jäger im Gebirge Altai. Wird der deinige mich gütig aufnehmen? »Dich? Den Retter seines Kindes? O du kennst meinen Vater nicht!«

Während dieser Gespräche waren sie an's Haus gekommen. Unter einer Laube von duftendem Jasmin saß der Greis auf seidenen Polstern, sich an der Schönheit des sinkenden Tages labend, in fromme Gedanken versenkt, als der Gang der Kommenden ihn weckte. Er sah seine Kinder, aber auch den Fremden, und unwillkürlich hingerissen von der achtunggebiethenden Gestalt, stand er auf, ihn ehrerbiethig zu empfangen. Da sank Azora in seine Arme und erzählte ihm ihre Gefahr und ihre Rettung. Abdallah schloß seine wiedergeschenkten Kinder und den muthigen Fremdling mit Freudenthränen in

seine Arme, und lud diesen ein, alles, was er besitze, mit ihm zu theilen. Die Art, wie Coswanda den Dank seiner neuen Freunde aufnahm, flößte ihnen ein wunderbares Gefühl ein, das zwischen Ehrfurcht und Liebe schwebte.

Von nun an war Coswanda in Abdallah's Hause ein verehrter, hochwillkommener Gast. Des Vaters Geist fand volle Befriedigung in dem Umgange des Fremden; der Kleine hing mit kindlicher Liebe an ihm: Azorens Herz war im ersten Augenblicke sein gewesen; jedes Wiedersehen, jedes Gespräch diente nur dazu, sie unauflöslicher an ihn zu ketten. Ihr Glück, ihre Ruhe, ihr Leben beruhten auf ihm. Nur wenn Coswanda zugegen war, fühlte sie ihr Daseyn, nur seine Stimme klang in ihrem Herzen, nur seine Gestalt schwebte, auch wenn er fern war, unablässig vor ihr; alles Übrige war nichts mehr für sie.

Aber nicht bloß in Ergießungen wechselseitiger Zärtlichkeit verflossen ihre genußreichen Stunden. Coswanda ward Azorens Lehrer. Er eröffnete vor ihren Blicken die Wunder der Schöpfung, und erhob ihren Geist von der weisen und zweckmäßigen Ordnung der Welt zur Anbethung desjenigen, dem diese und Azora ihren Ur-

sprung dankten. Er gab ihr Ahnungen von dem geheimnißvollen Zusammenhange der Geisterwelt, und ließ sie hoffen, durch Tugend und Reinheit der Seele sich nach und nach zur innigen Verbindung mit dieser empor zu schwingen. Azora hing horchend an seinem Mund, an seinen Blicken; und wenn etwas ihre Aufmerksamkeit stören konnte, so war es der Klang seiner Stimme selbst, mit der er seine Lehren vortrug, so war es der Anblick dieser Gestalt, die jeden Reiz der Erhabenheit und Liebenswürdigkeit in sich vereinigte.

So verflossen viele Tage, viele Monden. Azora verbarg ihre Liebe nicht, und hatte keine Vorstellung davon, daß Coswanda's Armuth ein Hinderniß ihrer Verbindung seyn könnte. Abdallah war gütig und verständig. Er liebte seine Tochter; aber er kannte die Welt, und legte bedeutenden Werth auf angestammten Reichthum und auf die Stammtafeln seines Hauses, das tief in die Vergangenheit hinauf in Unschuld und Redlichkeit gewandelt, und seinem Volke mehrere Fürsten gegeben hatte. Er sprach mit Azora über ihre Liebe, sie gestand sie offen; er schwieg und entließ sie. Nun befragte er Coswanda selbst. Der Jüngling war aus edlem, aber

unberühmtem Blute, fremd in diesem Lande, und ganz arm. Er trat zurück, und kündigte Azoren selbst die Nothwendigkeit ihrer Trennung an. Sie wollte nichts davon wissen; sie wollte ihm allein angehören, mit ihm fliehen. Er nannte ihres Vaters Nahmen, die Schmerzen, die sie ihm bereiten würde. Sie schwieg. Coswanda mahlte ihr die Tugend der Entsagung, die Höhe eines Gemüthes, das sich selbst besiegt, mit so glühenden Farben, daß sie endlich überwunden ihm die Hand reichte. Du hast gesiegt, sagte sie: Pflicht ist das Höchste. Ich kann dir entsagen, wenn sie es gebeuth; aber ich werde nicht leben ohne dich. Leb' wohl! Sie sank ohnmächtig zu seinen Füßen nieder. Argalya, entzückt über die Liebe, über die Starkmuth seines Mädchens, küßte die Ohnmächtige; der Hauch des Unsterblichen rief ihre Lebensgeister zurück. Als sie die Augen aufschlug, war er verschwunden. Ihre Frauen kamen herbey; sie erhohlte sich unter ihren Händen, aber ihr Glück war zernichtet. Still und ohne Klage wandelte sie ihren einsamen Weg. Mit Coswanda war Alles für sie verloren; das Leben hatte keinen Reiz, die Jugend keine Freuden mehr, nur die Kraft blieb ihr, ihrem Vater zu verhehlen, was in

ihrer Brust vorging. Was ihre Gestalt zeigte, vermochte sie nicht, seinen Blicken zu entziehen.

Diwaconta wußte um jede Bewegung seines gehaßten Feindes, und also auch um seine Liebe zu Azora, sogleich nach ihrer Entstehung. Er freute sich darüber; er sah in dieser Leidenschaft ein Band mehr, das Argalya in seine Träume verstricken und für Diwaconta's Absichten unschädlich machen sollte. Aber bald verließ Argalya die Geliebte wieder, und Diwaconta erfuhr, daß ihr Leben um ihn hinwelkte. Neugier und Verwunderung trieben ihn hin, die wahren Beweggründe zu erforschen; denn an Leichtsinn oder Wandelbarkeit konnte er bey Argalya nicht glauben. An einem schönen Morgen durchstreifte er als ein rascher Jäger, von einem glänzenden Gefolge umringt, den Wald am Meeresufer, und unter einem leichten Vorwande betrat er Abdallah's Gärten. Er fand den Greis bey seinen Arbeitern, deren Beschäftigungen er leitete, und wurde gastfreundlich aufgenommen. Reichgekleidete Sclaven brachten den Tisch von kostbarem Holze in den Schatten hoher Cedern, andere trugen köstliche Teppiche und Küssen herbey; ein leichtes Mahl ward aufgetischt. Das Köstlichste fehlte noch; Azora ließ sich nicht sehen.

Im Gespräche fand Diwaconta Gelegenheit, nach ihr zu fragen. Abdallah befahl, seine Tochter zu rufen. Diwaconta hatte eine blendende Schönheit erwartet; er erstaunte, als eine zarte Gestalt, auf deren blassem Gesichte verhaltner Kummer lag, sich ihnen mit ernstem Anstande nahte. Azora heftete einen Blick auf den Fremden; sie fand, daß er sehr schön sey. Ein schimmernder Anzug erhöhte den Reiz einer majestätischen Gestalt, aus dunkelen Augen blitzte ein unruhiges Feuer, aber es lag Etwas in diesen Zügen, was ihr mißfiel. Sie setzte sich an ihres Vaters Seite, und nahm nur so viel Antheil an dem Gespräch, als der Wohlstand forderte. Diwaconta war im ersten Augenblicke gesonnen, über Argalya's Geschmack zu spotten; aber er sah sie während des Mahles öfters an, und bey jedem Blicke schien sich ein zarter Reiz zu entwickeln. Jetzt fand er, daß Azorens Züge höchst edel waren, daß der Ausdruck des Kummers sie anziehender mache, daß das dunkle große Auge in diesem blassen Gesichte noch schöner erschien, und daß der sehnsüchtige Blick desselben, wenn sie einmahl die langen seidenen Wimpern aufschlug, ganz unwiderstehlich war. Auch fühlte er die züchtige Anmuth ihrer Haltung und ih-

rer Bewegung, und selbst der Klang ihrer Stimme, die sie kaum erhob, bezauberte ihn.

Er hatte gedacht, seine Neugier zu befriedigen, und er fühlte sich angezogen. Er schied ungern, und kam bald wieder; und Azora bemerkte in kurzen mit Unmuth, so wie Abdallah mit geheimer Freude, daß der reiche prächtige Fremde Wohlgefallen an der schönen Azora fand. Er erklärte sich gegen Vater und Tochter, bekam dort Hoffnung, und hier ein in achtungsvolle Ausdrücke verhülltes Nein. Das schreckte den entschlossenen Freyer nicht ab; denn er war überzeugt, was auch in Azorens Herzen vorgehen mochte, daß er sich nur in seiner wahren Gestalt zeigen dürfe, um alle Nebenbuhler und jeden Gedanken an einen Andern zu entfernen.

An einem Morgen stürzten Abdallah's Knechte, die im Felde gearbeitet hatten, erschrocken herein, ihrem Gebiether zu melden, daß ein unabsehlicher Zug von Menschen und Thieren und seltsamen Gestalten sich über die Fläche her bewege. Abdallah und sein ganzes Haus mit ihm eilten hinaus, die Kommenden zu sehen. Auf Wallrossen, auf Seehunden und Meerlöwen ritten die Geister des Meeres; die Gottheiten der Quellen und Flüsse mit ihren Urnen,

in bläuliches Gewand gekleidet, trugen in Schalen von Gold und Krystall Korallen, schimmernde Muschelgehäuse, kostbare Perlen, und was der Grund des Meeres und das Bett der Flüsse Köstliches hervorbringt. Ihnen folgten, von Salamandern, Eidechsen und andern widriggestalteten Bewohnern der Klüfte und Steinritzen getragen, die Geister der Erde, die in unterirdischen Schachten und in den geheimen Tiefen der Gebirge die Metalle schmelzen, die Erze scheiden, die reichen Gold- und Silberadern durch das finstere Gestein leiten, und die Massen kochend bereiten, die in Vulcanen und Erdbeben der erschrockenen Welt von den geheimen Arbeiten jener Wesen zeugen; meist seltsame Gestalten, wie von der Natur in phantastischer Laune geformt, widrig, und nicht selten tückischen Sinnes. In reichen Körben, von Gold und Silber geflochten, in zierlich gearbeiteten Kisten von glänzenden Steinen oder von köstlichem Holze, brachten sie die Ausbeute ihrer Minen, Gold und Silber, und den verdichteten Sonnenstrahl, den flammenden Diamant mit allen seinen farbenspielenden Brüdern.

Jetzt folgten auf weißen Elephanten die Geister höherer Art, lauter edle Gestalten, einer

schöner als der andere, daß das geblendete Auge in jedem nächstfolgenden den großen Geisterkönig selbst zu sehen glaubte. Aber alle diese Pracht verschwand vor Diwaconta's Anblick. Auf einem goldenen Wagen, von vier ungeheuern Mammuths *) gezogen, stand der erhabene Genius. Die blitzende Krone, der goldene Zepter, das dunkle Gewand von Edelsteinen schimmernd, noch mehr aber seine majestätische Gestalt, weit über menschliche Größe, furchtbar aber doch schön, — verkündeten den Herrscher, und Azora und Abdallah erkannten, mit sehr verschiedenen Empfindungen, in dem Könige der Geister die Züge ihres neuen Freundes. Abdallah stürzte in Demuth auf sein Angesicht. Azora sank leblos in die Arme ihrer Frauen.

Jetzt hielt der Wagen still. Zwölf untergeordnete Geister warfen sich nieder, um ihrem Gebiether als Schemmel zu dienen, wenn er

---

*) Mammuth heißen die großen Thiere, deren Gebeine oder halbverweste Überreste man zuweilen am Eismeer und in den nördlichsten Gegenden unter vieljährigem Eise findet. Ihres gleichen lebt nicht mehr auf der Erde; sie waren größer als Elephanten.

vom Wagen stieg. Er sprang herab und schwebte über sie hinweg, hob Abdallah auf und sprach ihm Muth ein; dann trat er zu Azoren, die in diesem Augenblicke die Augen aufschlug, und als sie den Geisterfürsten vor sich stehen sah, sie mit einem Schrey des Entsetzens wieder schloß. Man trug sie hinweg, und wie lange auch Diwaconta ihres Erwachens harrte, und Abdallah Bothschaft an Bothschaft sandte, so kehrte doch kein Leben in ihre Brust, und der bestürzte Vater glaubte bereits, den Tod der geliebten einzigen Tochter beweinen zu müssen. Unmuthig und finster bestieg Diwaconta seinen Wagen, nicht ohne vorher in versteckten Drohungen den erschrockenen Abdallah ahnen zu lassen, was er zu fürchten haben würde, wenn der Wunsch des Geisterkönigs unerfüllt bleiben sollte. Dann setzte der Zug sich wieder in Bewegung und verschwand im Walde.

Jetzt erst erhohlte sich Azora. Sie fragte, ob das alles ein schwerer Traum gewesen? Abdallah schloß sie entzückt in seine Arme und versicherte, daß sie wirklich den Fürsten der Geister gesehen, und seine Gemahlinn werden sollte. Sie stürzte zu ihres Vaters Füßen, und beschwor ihn, sie nicht aufzuopfern. Abdallah zürnte, er

stellte ihr die Ehre, das Glück einer solchen Verbindung vor; sie blieb ungerührt. Aber nun erwähnte er der Drohungen des aufgebrachten Geistes und der Gefahr, die ihm, seinem Hause, ja dem ganzen Stamm unfehlbar bevor stand, wenn Azora sich weigerte, Diwaconta's Wünsche zu erfüllen. Sie schauderte. Der Vater legte sein und so Vieler Wohl in ihre Hand — Coswanda's Bild schwebte vor ihr — ihr Herz war gebrochen. Mit erstorbener Stimme sagte sie endlich: Mein Glück soll nicht dir und den Meinigen verderblich seyn. Ich werde Diwaconta's Gattinn werden. Abdallah umarmte, außer sich vor Freuden, die gehorsame Tochter, und eilte, Anstalten zu den glänzenden Hochzeitfeyerlichkeiten zu machen.

Erschöpft, zitternd, auf eine ihrer Sclavinnen gestützt, wankte Azora, als der Tag sich neigte, dem Teiche zu, wo sie Coswanda das erste Mahl gesehen hatte. Es war ein schöner Abend, wie jener, eben dieser goldene Schimmer, eben diese milde Ruhe über der still feyernden Natur. Im hohen Grase des Ufers ließ sie sich nieder. Aus diesen Gebüschen war die Göttergestalt hervor getreten! Hier hatte sein Blick dem ihrigen begegnet, seine Silberstimme ihr

Liebe gestanden! Sie sank in die Blumen, die sie umblühten, ihre Thränen flossen mit dem Abendthau auf ihnen zusammen. Sie wandte sich in heißen Gebethen an den Schöpfer, den Coswanda sie so kindlich verehren und anbethen gelehrt hatte, und flehte, daß er sie sterben lassen möchte, weil sie weder ungetreu, noch ungehorsam werden könnte. So lag sie eine Weile, und in der Erschöpfung ihrer Kräfte glaubte sie mit Freude, die Annäherung des Todes zu fühlen. Auf einmahl nannte eine Stimme, die ihr Herz erschütterte, ihren Nahmen. Sie sprang auf — Coswanda stand vor ihr. Sie flog in seine Arme. Alles, alles war in diesem Augenblicke vergessen. Aber nur zu bald erwachte das Bewußtseyn ihres Unglücks wieder; sie riß sich aus seinen Armen: O flieh, flieh, mein Geliebter! Wir sind auf ewig geschieden, und du bist verloren, wenn der Furchtbare dich hier findet. Azora! erwiederte der Jüngling mit zärtlicher Stimme, indeß sein freudestrahlender Blick auf ihr haftete: Fürchte nichts! Stille deine Thränen! Wir sind nicht getrennt. Sie sah ihn zweifelnd an, sie verstand nicht, was er sagen wollte. O mein Geliebter! rief sie: Du weißt nicht, was mit deiner armen Azora geschehen

ist, du kennst den schrecklichen Diwaconta nicht! Ich weiß alles, antwortete Coswanda, und ich weiß, daß du mein bist. Komm an mein Herz, edles, tugendhaftes Mädchen! Wir sind auf ewig vereinigt. Lerne deinen Jüngling besser kennen! Es ist nicht der unbekannte Jäger aus den Bergen des Altai, es ist nicht der arme Fremdling, es ist — Während dieser Rede war Coswanda's Gestalt immer höher, immer herrlicher geworden; himmlische Erhabenheit und das Lächeln ewiger Ruhe lagen in seinen Zügen, goldene Schwingen, in allen Farben des Regenbogens strahlend, entfalteten sich an den glänzenden Schultern, eine Krone von Flammen funkelte in den hellbraunen Haarlocken, Blitze brachen aus seinen blauen Augen, morgenröthlicher Schimmer von seinen Wangen und Glanz wie des Mittags strömten von ihm aus. Wer bist du? O Gott! Wer bist du? rief Azora, und sank geblendet, betäubt zu seinen Füßen nieder.

Als sie erwachte, lag sie in Coswanda's Armen, der sich zärtlich bemühte, sie in's Leben zu wecken. Es war die Gestalt des schimmernden Genius wieder, aber gemildert in menschlicher Schönheit, daß die Augen seines Mädchens sie

zu ertragen vermochten. Azora sah ihn staunend an; sie erinnerte sich, wie sie ihn kurz zuvor gesehen, entglitt seinen Armen, kniete vor ihm nieder, und faltete in stummem Entzücken ihre Hände vor ihm. Meine Azora! Meine Geliebte! sagte Coswanda, beugte sich über die Knieende und hob sie liebevoll auf: Komm an meine Brust! Ich bin Argalya, der König des Luft- und Feuerreiches. Ich liebe dich, und werde dir die Treue vergelten, die du dem armen Coswanda hieltest. Und Diwaconta? rief Azora ängstlich. »Fürchte nichts, meine Geliebte! Ich bin wenigstens eben so mächtig als er; und er soll versuchen, dich mir zu entreißen!« Argalya's Blick flammte furchtbar bey diesen Worten, und Azora verbarg sich schüchtern an seiner Brust. Fasse dich, meine Theure! sagte er, indem er ihr Gesicht empor richtete: In meinen Armen hast du nichts zu besorgen. Höre mich an! Ich habe nie geliebt; die schönsten Genien, die reizendsten Töchter des Menschengeschlechts ließen mich ohne Rührung. Ich sah dich; deine stille Anmuth, noch mehr deine Tugend rissen mich unwiderstehlich hin. Du liebtest mich im ersten Augenblick; ich wollte wissen, ob diese Flammen auch dauerhaft seyn würden. Du ge-

horchtest der Stimme der Pflicht, als sie durch mich zu dir sprach, du trenntest dich von mir, ich mich nicht von dir. Ich vermochte es nicht, setzte er hinzu, indem er sie mit einem Blicke heißer Liebe an sein Herz drückte: In Träumen, welche oft deine Thränen trockneten, und nicht so nichtig waren als du glaubtest, umschwebte ich dich; ich stand vor den Augen deines Geistes, wenn der Schlummer deine äußern Sinne gefangen hielt. Nun erschien mein Nebenbuhler. Dein Vater drang in dich; du brachtest der Pflicht auch das letzte Opfer, du gabst dich hin für fremdes Glück. Ich sah dich gegen Abend die wohlbekannten Stätten, die Erinnerungen unseres ersten Glückes aufsuchen, und folgte dir ungesehen, ich hörte dein Gebeth, ich sah deine Thränen. O meine Azora! Wie selig machte mich die Überzeugung deines Werths! Du bist mein! Nicht, wie bey den Menschen, auf wenige flüchtige Jahre, nein, für die Ewigkeit; und keine Macht kann uns trennen!

Azora erlag dem Übermaß ihres Glückes. Sie konnte nicht sprechen, sie konnte dem Geliebten nicht sagen, was sie fühlte; aber er verstand ihr sprachloses Entzücken, ihre Blicke begegneten sich, und der Bund der Geister ward geschlossen.

Als sie zu ihrem Vater zurück kam, erzählte sie ihm Argalya's Erscheinung, und, sicher durch seinen Schutz, bath sie ihn nun, den furchtbaren Nebenbuhler abzuweisen. Abdallah hörte mit Erstaunen und Grauen ihren Bericht; und wenn der Gedanke, daß seine Tochter von den zwey erhabensten Wesen dieser Erde geliebt wurde, ihn mit Stolz füllte, so schreckte ihn ein Blick auf die Folgen dieser doppelten Bewerbung, das Unglück, das für sein Haus und vielleicht für Viele daraus entstehen konnte, und er sah mit Bangigkeit einer grauenvollen Zukunft entgegen. Argalya besuchte nun seine Geliebte wieder. Ihre Seligkeit war gränzenlos. Diwaconta knirrschte über das Glück seines Nebenbuhlers, den er zu verderben strebte, und doch nicht leicht zu besiegen hoffen konnte. Zu stolz, sich einer abschlägigen Antwort auszusetzen, floh er Abdallah's Haus und die Gegend, und brütete über finstern Entwürfen der Rache.

Der Kampf begann, zuerst versteckt durch heimliche Angriffe und Neckereyen, indem Diwaconta nichts anderes suchte, als seinen Gegner zu reizen, und aus jener gelassenen Fassung zu bringen, die dem erhabenen Argalya ein sicheres Übergewicht gab. Sein Versuch gelang nicht.

Argalya wirkte ihm mit ruhiger Klarheit entgegen, und Diwaconta sah ein, daß dieß der Weg nicht sey, an sein Ziel zu gelangen. Seine Leidenschaft ward durch den Widerstand höher entflammt; jetzt suchte er unmittelbar den gewünschten Zweck zu erreichen. Er näherte sich Azoren wieder, aber nicht in seiner eigenen Gestalt. Bald in dieser, bald in jener reizenden Hülle, unter mancherley anziehenden Verhältnissen, in den romantischesten Begegnungen suchte er ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und ihr ein Gefühl einzuflößen, das ihre Leidenschaft für Argalya schwächen sollte. Aber auch diese Bestrebungen blieben fruchtlos. Für Azora lebte nur Ein Wesen auf der Welt, dem alle ihre Empfindungen angehörten; und wie künstlich ersonnen auch Diwaconta's Verlockungen waren, sie glitten alle an Azorens Treue ab. Sein Zorn kannte nun keine Grenzen mehr. Was die List ihm nicht verschaffen konnte, wollte er durch Gewalt erringen; und als Azora im Palmenhain, unweit ihres Vaters Hause, nur von wenigen Sclavinnen begleitet, lustwandelte, spaltete sich die Erde vor ihren Füßen. Zwey Geister des unterirdischen Reiches fuhren herauf, ergriffen Azoren und rissen sie, ihres Schreyens

und Rufens nicht achtend, vor den Augen ihrer Frauen in den Abgrund hinab, der sich schnell hinter ihnen schloß. Diese sahen den Raub, ohne ihn hindern zu können, eilten unter Wehklagen zurück, und verbreiteten das Entsetzen, das sie erfüllte, in Abdallah's Hause und der Gegend.

Nun war es auch um Argalya's Gleichmuth geschehen. Azorens Verlust raubte ihm Fassung und Ruhe. Außer sich vor Schmerz und Wuth, both er nun seinerseits alle Mächte auf, die ihm zu Gebothe standen, um den Feind zu vernichten, und ihm die theure Beute zu entreißen. Die Kraft der Elemente, der gewaltigen Luft, des alles durchdringenden Feuers wurde aufgerufen, um mit den Mächten des Gegners den zweifelhaften langen Kampf zu beginnen.

Azora war in Diwaconta's unterirdischen Pallast gebracht worden. Wände von getriebenem Golde umgaben sie, Blumengehänge, aus den herrlichsten Edelsteinen zusammen gesetzt, machten die Verzierungen derselben aus, durchsichtige Schleyer von unverbrennlichem Asbest *)

*) Asbest, auch Bergflachs genannt, ein Fossil, woraus sich Gewebe verfertigen lassen, und das im Feuer nicht verbrennt.

flossen vom Gesimse in mahlerischem Faltenwurfe bis auf den Fußboden, der in einem Mosaik von Onix, Jaspiß, Porphyr und andern kostbaren Steinen den Schmelz der Wiesen, das blühende Reich des Frühlings darstellte. In großen Urnen von Alabaster brannte das reinste Naphta *), und streute ein dämmernd sanftes Licht umher, das weit angenehmer schien, als dasjenige, welches die Strahlen der Sonne auf der Oberwelt verbreiten. Weiche, sehnsuchtathmende Musik erscholl unsichtbar aus den Wänden, und wollustreiche Düfte, die die gereizten Nerven in süße Betäubung wiegten, stiegen unaufhörlich aus silbernen Gefäßen empor, die, in kunstreicher Arbeit, Scenen der gemeinen Liebe und verführerische Auftritte darstellten, und erfüllten die Luft, in diesem Wohnorte des Genusses und der Wollust, mit Balsam. Azora wußte nichts von dem allen, eine Ohnmacht hatte sie im ersten Augenblicke ihrer Sinne beraubt; sie erwachte erst spät auf den Purpurteppichen in Diwaconta's Pallast, umringt von dienenden Geistern in weiblichen Gestalten und

*) Naphta, weißes Bergöhl, eine flüssige brennbare Substanz.

reichen Gewändern. Sie richtete sich empor, sie schaute umher; ihr erster Blick fiel auf den Geisterfürsten, der in aller seiner Pracht und Schönheit, mächtig genug, jedes unbefangene Herz zu fesseln, zu ihren Füßen kniete. Mit einem Schrey des Schreckens sprang sie auf, und machte eine Bewegung zur Flucht. Diwaconta's Zorn loderte empor; er riß sie gewaltsam zurück. Schon war er im Begriffe, die Undankbare zu strafen, und mit einem Tritte des Fußes den Boden zu erschüttern, daß die zusammen stürzenden Wände die Verbrecherinn unter ihren Trümmern begraben sollten, da sah sie ihn erschrocken an. Das große Auge, in Thränen schwimmend, war bittend auf ihn gerichtet; sie streckte die Hände empor, von den weißen Armen fiel das weite Gewand enthüllend zurück, sie sank vor ihm nieder auf die Knie, und flehte ihn unter heißen Thränen, sie ihrem Vater wieder zu geben. Diwaconta stand zweifelnd vor ihr. Haß und Liebe, Rachgier und Mitleid kämpften in seinem Innern. Er hob sie auf, seine Arme umschlangen diese weichen zarten Formen. Nein! rief er mit einer Stimme, die den Pallast erschütterte, und Azoren zittern machte: Nein, ich lasse dich nicht! Du mußt,

du wirst mein seyn! Sie verstummte; — ihr Entschluß war gefaßt. Sie antwortete nichts, sie machte keinen Versuch mehr, ein Wesen durch Bitten zu erweichen, das jedem edlern Gefühl unzugänglich schien. Vergebens wandte nun Diwaconta alle Künste an, um sie zum Sprechen zu bewegen; sie öffnete die Lippen nicht wieder, und er verließ sie im heftigsten Unwillen.

Als sie sich allein sah, zog sie den Schleyer, der sie umfloß, ganz über sich, hüllte sich darein, schloß die Augen vor allem, was sie umgab, und blieb so, in dumpfe Trauer versunken, sitzen. Keine Bestrebungen der dienenden Geister, die sie umgaben, keine Gesänge, keine Tänze, angestellt, um sie zu zerstreuen, gewannen einen Blick von ihr, oder bewogen sie, ihr Schweigen zu brechen. Sie nahm keine Speise zu sich, kein Schlummer schloß ihre Augen.

Diwaconta glaubte weder an eine solche Treue, noch an eine solche Stärke des Gemüthes. Er versuchte alles, um sie zu bewegen oder zu zwingen. Weder Bitten, noch Drohungen rührten sie; aber ihre Kraft fing an zu schwinden. Sie wurde von Stunde zu Stunde schwächer, und mit einer Art von Freude hoffte sie nun, daß der Tod sie bald befreyen, und in einem

schönern Daseyn mit dem Geliebten ihrer Seele vereinigen würde. Da erschütterte auf einmahl ein heftiger Donnerschlag den Pallast. Die Naphta-Urnen erloschen, grauenvolle Dunkelheit erfüllte das Gemach, das ein schneller Blitz mit blauem Lichte durchflammte; ein heulender Sturm erhob sich, die Felsenwände zitterten, der Boden bebte, Flammen brachen von allen Seiten hervor. Erschrocken entflohen Diwaconta's Geister. Jetzt zerriß die Felsenwand, und in Blitz und Sturm erschien Argalya, faßte die ohnmächtige Geliebte in den Arm, und erhob sich mit ihr leicht aus den Trümmern und Ruinen in die höhern Regionen, wohin ihm das schwerere Geschlecht seines Feindes nicht folgen konnte.

Aber Azorens Kräfte waren dem neuen Sturm erlegen; sie regte sich nicht, sie athmete kaum. Mit der Angst der Liebe hielt Argalya sie in seinen Armen; und jetzt erst besann er sich, daß seine furchtbare Göttererscheinung die Bande ihres sterblichen Lebens eher zu zerreißen als zu stärken vermöchte. Er milderte den blendenden Glanz seiner Strahlen, die Schrecken, die ihm entströmten, — sein himmlischer Hauch berührte ihre Lippen; sie schlug die Augen auf,

sie schrie laut auf, und schlang die Arme ängstlich um seinen Nacken, als suchte sie Schutz bey ihm. Fasse dich, meine Azora! sagte er mit dem sanften Tone, der ihre Seele beruhigend durchdrang: Wir sind sicher, du hast nichts mehr zu fürchten. Sie erhob ihr Haupt, blickte um sich, und sah sich mit dem Geliebten auf einem Wagen von blinkendem Silber, mit vier blendend weißen Einhörnern bespannt, die glänzend goldene Schwingen entfalteten und mit goldenen Hörnern an der Stirne bewaffnet waren, in raschem Fluge durch die Lüfte dahin schweben. Jetzt erst fing sie an, sich ihrer Rettung zu freuen. Sie erzählte Argalya ihre Leiden, ihren Entschluß zu sterben; sein Blick dankte ihr für ihre Treue, und er schilderte ihr nun ebenfalls seinen Schmerz, als er ihren Raub vernahm, und den Kampf mit Diwaconta, in welchem jeder alle Kräfte und untergeordneten Mächte, die unter seinem Befehle standen, aufgebothen hatte, den Streit der Elemente, und wie endlich Feuer und Luft die schwere Erde, das träge Wasser überwältigt, die Grundfesten der Berge gesprengt, und siegreich sich einen Weg bis zu ihr gebahnt hatten. Azora zitterte bey dieser Schilderung. »Und wo ist mein Vater,

mein Bruder?« Bereits in der sichern Freystätte, wohin ich dich führen werde, meine Geliebte! antwortete Argalya: Dort, wo eure Wohnung stand, ist keine Sicherheit mehr für euch; es ist zu weit zwischen Diwaconta und mir gekommen. Im Kampfe der Geister und Elemente kann das sterbliche Geschlecht nicht bestehen, setzte er finster hinzu. »O Gott! Was sagst du?« — Forsche nicht, meine Azora! Du selbst, und die du liebst, sind geborgen, das Übrige überlaß mir und Dem, der über uns allen waltet!

Azora schwieg; sie war gewohnt, die Winke ihres himmlischen Freundes zu verehren, denn sie wußte, daß Alles edel war, was er that und heischte, und vollkommen beruhigt in seiner Liebe, gab sie sich Mühe, durch verdoppelte Zärtlichkeit ihm ihre Ergebung zu beweisen.

Lange währte der Flug der weißen Einhörner, tief unter sich sahen sie viele Reiche und Meere; endlich verschwand das Land völlig, ein weit ausgegossener Ocean breitete sich vor ihnen aus, und gegen Abend zu erhob sich ein dunkler Punct aus den Wassern. Er wurde größer, deutlicher, es war Land; die Einhörner lenkten ihren Flug dahin, sie senkten sich nieder. Der Wagen stand. Azora war auf der Insel Atlan=

tis *). Ein schönes großes Eiland, das ihre Blicke nicht zu umkreisen vermochten, lag im Schooße des Weltmeers vor ihr. Seltsam gestaltete Bäume beschatteten das fruchtbare Ufer, silberne Quellen rieselten von den innern Bergen herab, dem Meere zu, Blumen in brennenden Farben schmückten den Boden, und fremdartige Vögel und Thiere belebten die luftigen Haine. Das ist dein künftiger Wohnort! sagte Argalya, indem er sie von dem Wagen hob und gegen eine Hütte führte, die unter Palmen und Magnoliabäumen **) freundlich versteckt stand. Abdallah und sein Sohn eilten ihr aus derselben entgegen; die Freude des Wiedersehens machte sie alles, was sie zu fürchten hatten, vergessen. Argalya weidete sich noch eine Weile an dem Glücke seiner Freunde, bestieg

---

*) Eine Insel, welche nach den Meinungen der Alten, jenseits der Säulen des Herkules zwischen Afrika und Amerika gelegen haben soll. Es werden viele Wunder davon erzählt; eine große physische Revolution soll sie zerstört haben, und die Azorischen Inseln Überreste von ihr seyn.

**) Magnolia, ein amerikanischer Baum mit sehr großen Blüthen.

dann den silberblinkenden Wagen und verschwand aus ihren Augen.

Als die erste Freude einer ruhigern Besinnung wich, erwachten bange Ahnungen und Besorgnisse in den Herzen der Zurückgelassenen. Nimmer konnten weder Abdallah noch Azora sich verbergen, daß der Streit der beyden Genien furchtbare Folgen für die Erde, für sie, und endlich für Argalya selbst haben konnte. Ihr Leben floß einsam, düster hin. Umsonst stimmte die schönste Natur, die in ewigem Frieden lächelte, sie zu ruhigen Gefühlen, umsonst lockten die fernen Städte und Palläste der Atlantiden sie zu den Freuden des geselligen Lebens; ihre Herzen erlagen dem Gewichte trüber Vorstellungen, ihre Gedanken waren mit dem fernen Vaterlande, mit dem wahrscheinlich schrecklichen Schicksale seiner Bewohner unabläßig beschäftigt. Azora litt noch mehr durch die Trennung von Argalya; so lange hatte sie ihn noch nie gemißt. Sie glaubte dieses elende, halbe Daseyn nicht ertragen zu können; und wenn sie an den finstern Ernst dachte, der bey seiner letzten Anwesenheit auf seiner Stirn geherrscht hatte, so mischte sich auch noch eine unbeschreibli-

che Angst in ihren Kummer, und machte ihre Lage unaushaltbar.

Lange, lange einsame Tage verflossen. Azora verwelkte sichtbar, der Quell ihres Lebens schien versiegt, die Seele, die sie sonst bewegte, entflohen; doch gab sie sich Mühe, dem geliebten Vater die schrecklichen Vorstellungen zu verbergen, die sie unablässig folterten. Er sah ihren Zustand, litt mit ihr, und vermochte nicht sie zu trösten. Keines hatte den Muth, seinen Schmerz laut werden zu lassen, und die Leiden des Andern durch Aussprechen der eigenen aufzurufen. Eines Abends, als sie wieder eben so schweigend neben einander gesessen hatten, war endlich Abdallah in die Hütte gegangen, um auf seinem Lager eine Ruhe zu suchen, die er nicht zu finden hoffen konnte. Azora blieb allein. Im Lichte des Vollmondes, das die Gegend mild und ruhig erleuchtete, saß sie da, halb hinter den breiten wankenden Schatten der Fächerpalme verborgen, und freute sich der einsamen Stunde, wo sie ihren Klagen freyen Lauf lassen könnte. Da stand plötzlich der lang ersehnte Geliebte im Mondenschimmer vor ihr. Entzückt sprang sie auf. Unfähig zu sprechen, ergriff sie seine Hand; Freudenthränen brachen

aus ihren Augen. Da erst faßte ihr Blick ihn genauer, und sie bebte zurück. Verschwunden war die himmlische Ruhe, der Abglanz überirdischer Seligkeit, der sonst aus seinen Zügen gestrahlt hatte; finster und kummervoll heftete er einen matten Blick auf sie und schwieg noch immer. Auch sie wagte es nicht zu sprechen. Azora! begann er endlich: Uns steht Großes bevor! Jetzt wird es sich zeigen, ob die Freundschaft eines Unsterblichen dein Herz gestärkt und dich kräftig genug gemacht hat, seine Sorgen mit zu fühlen, zu theilen, und nicht zu erliegen. Wahrscheinlich bin ich verloren! Azora erbleichte; — mit starrem Blicke, mit geöffneten Lippen blieb sie vor ihm stehen. Er faßte ihre Hände, er sah sie an. Mitten aus den trüben Wolken, die seine Stirn umhüllten, brach ein Strahl der innigsten Liebe. Meine arme Azora! sagte er, und bey diesem Tone sank sie, in Thränen zerflossen, an seine Brust. O, nur nicht getrennt! rief sie: sonst will ich alles ertragen! Er schloß sie zärtlich an sich: Höre mich, Geliebte! und beweise mir durch Fassung, daß meine Wahl sich nicht in dir geirrt. Du kennst meine und meines Feindes Macht. Auf diesem Stern, den ihr Erde nennt, ist kein Höherer

über uns; aber wir selbst sind Demjenigen untergeordnet, der uns und dich, die Geisterwelt und das Menschengeschlecht, so wie alle Wesen erschaffen hat, und nach ewigen Gesetzen mit höchster Weisheit und treuer Liebe regiert. Funken seines allbelebenden Geistes beseelen uns, euch, jedes denkende Geschöpf, nur in verschiedenen Abstufungen von Reinheit und Kraft. Vernunft und freyer Wille sind unsere köstlichsten Gaben. Der meine war rein; — so glaubte ich wenigstens. Ich habe Gutes gewollt; aber auch die reinsten Geister sind nicht vollkommen vor Gott. Das bedenke, Azora, und wache desto strenger über ein sterbliches Herz! Mich riß die Leidenschaft hin, — Leidenschaft für dich, Wunsch nach Herrschaft, die sich, mir unbewußt, hinter dem schimmernden Vorsatze, das Reich des Guten zu verbreiten, verbarg. Ich bin zu weit gegangen. Von Diwaconta's Übermuth und Eigenmacht gereizt, rief ich Kräfte in den Streit, die nur mit dem gänzlichen Umsturze des Ganzen in Bewegung gesetzt werden können. Diwaconta widerstand mit gleichen Waffen. Die Grundfesten des Erdballs sind erschüttert; es stehen fürchterliche Begebenheiten bevor. Ich fühle mein Unrecht, und daß ich es fühle, ist der An-

fang meiner Strafe; die Fortsetzung derselben: daß ich nicht mehr zurück, nicht mehr gut machen kann, was geschehen ist. Noch übrigt ein Kampf, der letzte, entscheidende. Er wird mein, Diwaconta's, des Sternes Schicksal bestimmen. Mißlingt er, so sind wir auf ewig geschieden. Bleibe ich Sieger, so liegt mein und dein Glück in der Hand des Allmächtigen, der Richter — und Vater ist. Jetzt lebe wohl! Wir sehen uns bald — oder nie wieder!

Azora hatte alle ihre Kräfte zusammen gerafft, um diesen fürchterlichen Bericht mit der Standhaftigkeit anzuhören, die der Geliebte forderte. Die letzten Worte brachen ihre Stärke; ihr Auge erlosch, ihre Pulse hörten auf zu schlagen, sie lehnte sich betäubt an den Stamm einer Palme. Argalya sah ihren Zustand und die Gewalt, die sie über sich ausübte. Er schlang den Arm um sie: Meine Azora! Meine Freundinn! Meine Schwester! — O, diese Töne hätten sie aus dem Grabe zurück gerufen! Das Bewußtseyn, von diesem Wesen so geliebt zu werden, belebte ihre Kraft. Sie schlug die Augen auf, sie sah ihn an; ihr Blick sagte ihm alles. Mit sanfter Stimme fuhr er fort: Hoffe auf die Erbarmung des Unendlichen, auf die Wir-

kungen einer tiefen, wahren Reue! Ich habe gefehlt; aber er ist Vater. Lebe wohl — lebe wohl! Er zerfloß in Schimmer, seine Stimme verklang; Azora war allein.

Argalya kehrte zur andern Hemisphäre zurück, um, wie er Azoren verkündet hatte, den letzten Kampf mit Diwaconta zu beginnen. Dieser hatte indessen nicht gesäumt, alle Kräfte der Geister und Elemente, die ihm zu Gebothe standen, aufzubiethen. Argalya fand ihn bereit zur Schlacht. Sie begann. Kein Gefecht zwischen Menschen, mit Waffen und Kriegsmaschinen, wie Sterbliche sie ersinnen können, um ihre mangelhaften Kräfte zu ersetzen, — ein Kampf der Urkräfte, ein Streit, der die innersten Bande der Erde aufzulösen, Alles in einen ungeheuern Ruin zu stürzen, und das alte Chaos wieder herzustellen drohte! Die Elemente waren in Aufruhr. Aus den untersten Tiefen der Erde brachen vulcanische Flammen, Berggipfel stürzten ein, die Dämme der Meere zerrissen, Fluthen überschwemmten die Länder, Felsen zerspalteten durch unterirdische Feuer, und die Gewässer im Schooße der Berge ergossen sich verheerend durch die Thäler. Stürme rissen Wälder aus, und warfen vor sich nieder, was sich ihrer

Wuth widersetzte. Die Pole krachten, die Achse der Erde schwankte, mit ihr der Wolkenhimmel, der erschüttert Ströme herab goß. Das verzweifelnde Menschengeschlecht schrie laut auf zum wildempörten Firmament, und ging rettungslos in Flammen oder Fluthen zu Gruude. Der Allmächtige schläuderte seinen Blitz. Er stürzte Diwaconta mit seinen Geistern in's Unermeßliche hinab. Argalya sank betäubt in die Kluft des Altai. — Die Zeit war erfüllt — Das Angesicht der Erde gestaltete sich neu, die Richtung der Achse war verändert, die Sonnenstrahlen wirkten in andern Verhältnissen, die Pole erkalteten, Schnee und ewiges Eis nahmen die Stelle fruchtbarer Gefilde ein; Thierarten starben aus, neue entstanden, Meergrund erschien in salzigen Steppen, wo vorher der Wallfisch gescherzt hatte, und auf Bergen, die einst Inseln waren, findet der erstaunte Naturforscher jetzt versteinerte Überbleibsel von Bewohnern uralter Seen. Unter jenen weitausgegossenen Fluthen liegen Städte und Reiche begraben; das Meerschiff segelt auf purpurnen Wogen über die ehemahligen Wohnplätze der Menschen hin, und in den alten Geschichten, in den dunkeln Sagen jedes Volkes leben Spuren der

Erinnerung an eine ungeheure Revolution, die das früher lebende Geschlecht vertilgte, und die Oberfläche des Erdballs neu gestaltete.

Das war die Geschichte der verflossenen Jahrtausende, welche in diesen Stunden düsterer schmermuthsvoller Erinnerung vor Argalya vorüberging. Alles war wieder erwacht, und mit jener Stärke erwacht, mit der nur nie alternde Wesen die Vergangenheit zu fühlen fähig sind: seine selige Jugend, seine Liebe zu Azoren, ihre Zärtlichkeit, ihr Schmerz, aber auch seine Schuld, und was er, von Leidenschaft hingerissen, verbrochen hatte. Im Gefühle seiner Vergehungen sank er vor dem Unendlichen hin; das Flehen des unsterblichen hohen Geistes drang vor Gottes Thron, und das Opfer seines reuevollen Herzens wurde nicht verworfen.

Eine beruhigende Empfindung, ein ferner Nachklang jener himmlischen Ruhe, die ihn einst beseliget hatte, fing an, sich in seinem Innern zu verbreiten. Er schüttelte die dumpfe Traurigkeit von sich, die, seit er in jener Felsenkluft des Altai erwacht war, auf ihm gelastet, und die jeder Gegenstand, den er seitdem gesehen, vermehrt hatte; nur eine stille Wehmuth blieb ihm zurück. Er erhob sich von dem Felsen, an

welchen er in dumpfer Betrachtung der Vergangenheit gesunken war, spreitete die glänzenden Schwingen aus, und trat seine Reise an, um die Erde in ihrer neuen Gestalt, und die Menschen, die sie nun bewohnten, kennen zu lernen.

Sein Flug war zuerst nach jener Gegend gerichtet, wo Abdallah's Haus am Ufer des Meeres gestanden, wo er im Palmenhain Azoren zuerst gesehen hatte. Nur sein Auge vermochte aus mehr als tausendjährigen Erinnerungen diese Stelle noch zu erkennen. Eine weite Steppe breitete sich unabsehlich vor ihm aus, kein Meer war zu sehen*); auf der baumlosen Ebe-

*) Es ist aus neuern Reisebeschreibungen ziemlich deutlich, daß das Caspische Meer einst einen ganz andern und viel größern Umfang, sowohl ost- als westwärts, gehabt, und mit dem schwarzen Meere zusammengehangen habe. Eine furchtbare Revolution, vermuthlich vulcanischer Art, mag dann den Felsendamm zerrissen haben, der Asien dort an Europa band, wo jetzt Schiffe durch den Bosporus segeln. Das schwarze Meer stürzte sich in's Ägeische, der Schwall der Wasser überströmte die Länder und riß die schmalen Erdzungen durch. So mag Sicilien von Italien, Afrika von Europa getrennt worden seyn. Dafür ward in Asien trockner Grund, wo jetzt noch Salzsteppen und Muscheln das ehemahlige Daseyn eines Meeres beweisen,

ne erhoben sich Zelte, von Filzdecken künstlich und zierlich zusammen gefügt. Ein Menschenstamm, viel kleiner, viel häßlicher als die Bewohner der jugendlichen Erde, stark und braun, trieb hier ein Nomadisches Leben, und zahllose Scharen von Pferden, der Reichthum dieser Horden, der ihnen Nahrung, Speise und Kleidung gibt, weidete um die Zelte herum. Argalya seufzte, und wandte den langsamen Flug gegen den Untergang der Sonne. Da erschienen neue Länder, weite Reiche, die er vorher nie gekannt, und mit wehmüthigen Erinnerungen berührte ihn der Anblick milderer Gegenden. Hier schwankten wieder Palmen in lauer Luft, hier stiegen Balsamdüfte aus Rosen- und Orangenhainen empor; auf blumigen Wiesen, in duftenden Pinienwäldern wandelten schönere Menschen, walteten üppig in herrlichen Pallästen, oder genossen im Schatten immerblühender Gärten ein süßträumendes Leben. Aber so sehr sie auch jene Steppenbewohner an Schönheit und Geist übertrafen, waren sie doch tief unter dem Heroengeschlechte, mit dem Argalya

---

und nur in den tiefern Gegenden noch das Caspische Meer und der See Aral zurück blieb.

seine himmlische Jugend verlebt hatte. Er schwebte weiter. Jetzt erschien die Küste eines andern Welttheils vor seinem Blicke, und erstaunt sah er hier ein weites Meer ausgegossen. Die ehemahligen Berge, deren Bild noch lebhaft in seinem Gedächtnisse stand, ragten im Archipelagus, als größere oder kleinere Inseln, fruchtbar, blühend, die Wohnung eines fröhlichen schönen Völkerstammes, aus der blauen Tiefe herauf *). Er zog weiter und immer weiter nach Westen, nach der geliebten Atlantis, wo er einst ein theures Pfand geborgen hatte. Jetzt schwebte er über Europa's äußerster Spitze. Auch hier war Alles zerrissen, verändert. Das Meer strömte hier zwischen zwey Erdtheilen, die einst Ein Land gewesen waren **). Argalya schauderte. Zögernd schwebte er weiter; aber kein Land zeigte sich seinen forschenden Blicken. Rings umher und so weit des Unsterblichen Auge drang, nichts als ein weites wüstes Meer, in das der ferne Himmel sich senkte!

Tiefsinnig kehrte Argalya zurück. Unfern der Küste gegen Süden hinab, lagen einige klei-

*) Die Griechischen Inseln im Hellespont.

**) Die Meerenge von Gibraltar.

ne Inseln zerstreut. Argalya hörte ihren Nahmen, den Nahmen des Oceans, in welchem sie lagen *). Erstaunt und gerührt fand er in leeren Klängen eine schwache Erinnerung an sein verlornes Glück. Das waren die Überreste der Atlantis, auf denen sich, unbewußt wie? Azorens Nahme erhalten hatte!

Mit müden Schwingen senkte er sich auf einen Felsen herab, der hier vom Lande schroff und nackt in die See hinaus ragte. Die Vergangenheit ging noch ein Mahl schmerzend an ihm vorüber. Azorens Bild schien ihm aus der Tiefe der purpurnen Fluth empor zu steigen; es streckte die Arme flehend zu ihm aus, es sah ihn an mit dem dunkeln großen Auge, das so oft mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit an ihm gehangen hatte, es nannte seinen Nahmen mit dem Klang ihrer weichen Stimme. O, wo bist du? rief er schmerzhaft aus: Begraben in den Fluthen des Meeres, die längst schon jede Spur, jeden kleinen Rest von dir aufgelöset und vertilgt haben! Und der unsterbliche Funke, der diese zarte Hülle beseelte? Das feine Gefühl, das, ob-

*) Die Azorischen Inseln im Atlantischen Meere.

wohl von Sinnen befangen und in irdische Täuschungen verstrickt, meine Empfindungen zu verstehen fähig war? Dieser reine Geist, der, lauter wie das ewige Licht, dessen Ausfluß er ist, noch in der sterblichen Hülle dem meinigen begegnete, und, unsere ewige Vereinigung fühlend, sich leicht und heilig empor hob? Du bist nicht vernichtet! Du kannst es nicht seyn! Aber wo, wo schwebst du? In welchen Räumen, auf welchen Sternen? wo ist dein seliger Aufenthalt? Ach, ich fühle den Fluch, der auf mir lastet! Nicht mehr so offen, wie einst, liegt die Schöpfung vor mir. Auch mich fesseln Schranken — und ich habe sie verdient.

Er versank in Nachsinnen. Lange, lange saß er auf der Felsenspitze. Tage, Monden, Jahre gingen an ihm vorüber. Unbeweglich saß er da in unaufhörlicher Betrachtung der Vergangenheit, in tiefer schmerzlicher Reue vor Dem, — dem er gesündiget hatte.

An beyden Ufern des Caspischen Meeres wohnen fromme Parsen, Anbether des Feuers, des heiligen ewigen Lichtes, dessen Reich sie mit jeder guten Handlung zu vermehren glau-

ben, und wäre es auch nur die Erhaltung eines Thieres, die Pflege einer Pflanze *). Solche Handlungen sind dem höchsten Quell des Lichtes, dem erhabenen Ormuzd, gefällig; sie verbreiten seine Macht, und vermindern die Gewalt Ahriman's, des Fürsten der Finsterniß, der am Bösen Gefallen hat. Geistig und rein ist die Religion der Parsen, heilig ihre Sitte, mild ihre Lehre und voll tiefer Weisheit, welche die Menge in wunderbaren Bildern anstaunt.

Auf der Westküste dieses Meeres liegt Bacu, mitten unter Naphtaquellen **). Hier scheint der Boden aus leicht entzündlichem Stoffe zu bestehen. Wo man in die Erde gräbt, schlagen Flammen entgegen. Eine Stelle brennt unauf-

---

*) Nach Zoroasters Lehre ist Ormuzd das gute, oder Lichtprincip, Ahriman das Princip des Bösen, der Finsterniß. Sie sind in immerwährendem Streite mit einander. Nach einer gewissen Zeit wird aber Ormuzd den Ahriman besiegen, und Licht, Wahrheit und Güte auf Erden herrschen. Diese Religion ist eine der sinnreichsten und erhabensten, die der Orient erzeugt hat.

**) Bey Bacu am Caspischen Meere soll, nach dem Berichte der Reisenden, die ganze Gegend mit Naphtha getränkt seyn, das überall sich leicht entzündet, und an Einer Stelle wirklich stets in Flammen steht.

hörlich; um sie herum knieen die Parsen in wechselnder Andacht, das reine Licht, die Quelle alles Guten unter diesem Bilde verehrend, und wandeln, selig durch die Nähe ihres Gottes, mitten unter den Sinnbildern desselben.

Unter ihnen war Haschdad einer der ehrwürdigsten, ein frommer Greis, ein eifriger Vermehrer des Lichtreiches, durch Wohlwollen und Güte. In seiner Jugend war er weit umher gewandert, und hatte vieler Völker Weisheit erforscht, ihre Geschichte, ihre Glaubensmeinungen kennen gelernt. Reich an Kenntnissen, noch reicher an Tugenden, kehrte er in sein Vaterland zurück. Sein Leben war eine Kette von Wohlthaten und Segen für alles, was ihn umgab, obwohl nicht eben so für ihn eine Kette des Glückes, gewesen. Eine liebevolle Gattinn verschönerte sein einfaches Leben voll stiller Wirksamkeit. Der Sturm, der sein Vaterland verheerte, als ein fremder Eroberer ruhige Gefilde, an die er kein Recht hatte, zerstörend überzog, und Völker in's Verderben stürzte, die seinen Nahmen nie gehört hatten, riß auch Haschdad's stilles Glück nieder. In einer schrecklichen Nacht, wo der Lavastrom der Verheerung sich seiner friedlichen Hütte nahte, mußte er mit seiner

Gattinn entfliehen, nichts als das nackte Leben, und sein einziges Kind vor den Flammen und den Schwertern wilder Krieger rettend. Der Mutter zarter Bau erlag bald den vielfachen Erschütterungen; sie ließ den verzweifelnden Gatten mit dem hülflosen Kinde zurück. Zeit und Frömmigkeit heilten langsam, aber nie ganz seine Wunden; und als die Furie des Kriegs ausgetobt hatte, das schnell auflodernde Meteor des allzu glücklichen Eroberers verlöscht war, suchte Haschdad mit der kleinen Sindiah eine andere Heimath, denn dort, wo er einst so glücklich gewesen war, vermochte er es nicht, sein Unglück zu ertragen. Bacu mit seinen wunderbaren Umgebungen zog ihn an; er wählte es zu seinem Aufenthalte. Unter Übungen der Frömmigkeit und Menschenliebe flossen hier seine Tage hin, und Sindiah's Erziehung, deren aufblühende Reize ihm das Bild seiner Verlornen zurückriefen, machten die traurige Wollust seines Lebens aus.

Nicht, wie sonst die Mädchen des Morgenlandes, wurde Sindiah zum schönen Spielzeug ihres künftigen Gebiethers erzogen. Haschdad senkte die Lehren einer ernsten Tugend in ihr Herz, bildete ihr Gefühl und ihren Verstand,

und vernachlässigte keine jener schönen Fertigkeiten, die sie einst zur liebenswürdigen Gefährtinn eines edlen Gemahls machen konnten.

Ein angenehmer Hügel in der Nähe ihres Wohnhauses, auf dessen Gipfel einige Palmen ein bemoostes Felsenstück beschatteten, war der Ort, wo an schönen Abenden Haschdad seiner Tochter Herz mit Empfindungen füllte, die sie weit über die meisten ihres Geschlechts erhoben. Wenn das weite Meer in feyerlicher Ruhe vor ihnen lag, und nur hier oder dort der Gesang eines frommen Parsen durch die Stille tönte, oder ein Opferfeuer, an den unversiegbaren Naphthaquellen entzündet, durch die dämmernde Luft leuchtete, dann entfaltete er die Tiefen der Vorwelt vor ihrem Blicke, und erzählte von vergangenen Weltaltern, wie einst die jugendlich blühende Erde ganz anders gestaltet gewesen war, wie ein ewiger Frühling überall geherrscht, und das tugendhaftere Geschlecht der Menschen eines unmittelbaren Umgangs mit Wesen höherer Art gewürdigt war. Sindiah hing an dem Munde ihres Vaters, ihre Brust war von nahmenlosen Gefühlen geschwellt; sie strebte immer mehr zu wissen, und suchte durch Fragen Aufklärung zu erhalten, die Haschdad ihr nicht ge-

ben konnte. Alles, was er mit einiger Gewißheit konnte, waren die Spuren dieser Revolution, die er selbst zum Theil gesehen hatte, Muschelgehäuse auf hohen Bergen, ungeheure Knochen einer mächtigen Thiergattung, deren gleiches nicht mehr auf Erden lebt, Versteinerungen und Reste von Pflanzen milderer Zonen, die unter vieljährigem Eise verborgen liegen.

Begierig hörte Sindiah dieser Erzählung zu; und sie blieb wie ein heller Funke in ihrer Seele, der zündend immer weiter um sich griff. Sindiah's Gemüth war höher gebildet als das der meisten Menschen um sie herum. Keines der Mädchen, mit denen sie umging, faßte ihre Ansichten, keiner der vielen Jünglinge, die sich um die schöne Tochter des angesehenen Haschdad bewarben, hatte ihr Herz gerührt; denn keiner entsprach dem hohen Bilde, das, ihr selbst unbewußt, in ihrem Innern lag. Seit jenem unvergeßlichen Abende bildete sie nun mit dem Feuer eines jugendlichen, mit der Erhabenheit eines reinen Gemüths den schönen Traum aus, wie sie ihn in kälteren Stunden selbst nennen mußte. Ihre Liebe suchte in höhern Regionen, was ihr die Erde nicht geben zu können schien. Ein Götterbild schwebte vor ihr, das sie mit schau-

derndem Entzücken füllte, vor dem sie sich verehrend neigte, und es doch innig liebend umschloß. O! seufzte sie oft: Warum hat mich Ormuzd nicht in jenen Zeiten geboren werden lassen? Vielleicht hätte ein Amschaspand *) oder ein Ized mein Herz erkannt, und mich seiner Liebe gewürdigt!

Immer heller, immer lebendiger wurden diese Ansichten in ihr. Aus den Erzählungen ihres Vaters, aus bedeutenden Träumen, die ihr offenbarend erschienen, aus plötzlichen Gedanken, die in ihrer Seele aufblitzten, setzte sie sich nach und nach eine Geschichte jener Vorwelt zusammen, die seit einiger Zeit der stäte Aufenthalt ihrer Gedanken war. Eins um's andere entwickelten sich nähere Bestimmungen in ihr, dunkeln Erinnerungen gleich, welche bey Erblickung altbekannter Gegenstände in unserer Seele aufleben. Die Zusammenstellung, die genauere Ausmahlung jedes einzelnen Theiles beschäftigte unwiderstehlich ihre Phantasie; und so entstand endlich die Geschichte eines Genius, der ein

*) Amschaspands heißen nach der Lehre des Zoroaster die sieben obersten Geister in Ormuzd's Reich, seine Gehülfen und Gefährten. Izeds sind reine Geister der zweyten Ordnung.

sterbliches Mädchen liebte, die Geschichte Argalya's und Azorens, wie die vorhergehenden Blätter sie geschildert haben, — eine Geburt aus Sindiah's Einbildungskraft, an der sie mit glühendem Eifer hing, von ihr auf Palmenblättern entworfen und sorgsam vor jedem Blicke verborgen. In Azorens Liebe zu dem erhabenen Argalya mahlte sie ihre eigenen Gefühle. So glücklich wie Azoren würde auch sie die Freundschaft eines höhern Wesens gemacht haben! So innig hingegeben, so in dem Geliebten sich selbst verlierend, würde auch sie gewesen seyn, wenn es Ormuzd gefallen hätte, sie in der Jugendzeit der Erde an Azorens Statt geboren werden zu lassen!

Sie fand eine unaussprechliche Seligkeit in diesen Träumen und Dichtungen, und entfremdete sich dadurch immer mehr von der Welt um sie her. Kein Jüngling hielt den Vergleich mit Argalya aus, kein irdischer Vortheil konnte gegen ein solches Verhältniß gelten. Eine tiefe, bange Sehnsucht bemächtigte sich ihrer, und mit heißen Wünschen strebte sie nach einer höhern Art von Daseyn, nach einer Erfüllung ihrer Ahnungen, die sie bloß jenseits des Grabes zu finden hoffte.

Ihr Vater bemerkte die Veränderung, die mit seiner Tochter vorgegangen war; er forschte ernst und liebreich nach der Ursache. Endlich nach langem Zögern gestand sie nicht ohne Beschämung ihre Schwärmereyen, ihr eingebildetes schmerzliches Glück. Haschbad erstaunte; er wußte nicht, ob er seine Tochter bedauern oder tadeln sollte. Mit allen Gründen reifer Weisheit stritt er gegen diese Luftbilder, und suchte ihr die Gefahr solcher Träume zu beweisen. Sindiah erkannte die Wahrheit dieser Behauptungen, sie versprach, ihre Gefühle zu bekämpfen, sie gab sich Mühe ihr Versprechen zu halten, aber vergebens. Argalya's himmlisches Bild wich nicht aus ihrer Seele: im Wachen und im Traume glaubte sie ihn vor sich zu sehen, den Ausdruck höherer Liebe in seinen Blicken zu lesen, seine Stimme zu hören, die mit überirdischem Wohllaut ihren Nahmen nannte, und ihre Liebe wuchs, statt sich zu vermindern.

Mit Unruhe und Besorgniß sah Haschbad die Stimmung seiner Tochter. Seine Liebe sann auf Mittel, sie zu heilen. In Zerstreuungen, in einer angenehmen Wirklichkeit hoffte er das beste Mittel gegen eine zu reizbare Phantasie zu finden. Er vermehrte ihre häuslichen Geschäfte,

er zog Gesellschaft in sein Haus, er war bedacht, sie mit Menschen bekannt zu machen, die ihrer Achtung nicht unwürdig wären. Sindiah that alles, was sie ihr liebevoller Vater hieß, sie erfüllte ihre häuslichen Pflichten mit Eifer und Freude, sie machte die gefällige Hauswirthinn, weil ihr Vater es so wollte; aber je näher sie den gewöhnlichen Menschen kam, je mehr sich die Alltäglichkeit vor ihren Blicken entfaltete, je schneidender schien ihr der Contrast zwischen dieser und dem hohen Bilde, das sie unablässig vor sich sah.

So vergingen mehrere Monden unter fruchtlosen Versuchen und Kämpfen. Sindiah's Blüthe begann nach und nach zu welken; ihre Sehnsucht nach Jenseit wurde immer heftiger, und die Anstrengung, mit der sie diesen tiefen Schmerz vor ihrem Vater zu verbergen suchte, verzehrte ihre Kraft noch mehr. An einem Abend, an welchem die Gesellschaft in dem Blumengarten ihres Vaters fröhlicher und lauter als sonst gewesen war, floh Sindiah, als sie sich endlich allein fand, mit ihrer Laute der geliebten Einsamkeit im Palmenwäldchen auf dem Hügel zu.

Sie setzte sich auf dem Felsen nieder. Der Mond goß Silberschimmer durch die Blätter,

die sich im leisen Abendwinde säuselnd regten. Es war so stille, so schön um sie her! Die Einsamkeit that ihr so wohl! Ach, nach der gleichgültigen, oft verletzenden Wirklichkeit, in der sie mehrere Tage hatte leben müssen, konnte sie sich den Trost nicht versagen, zu ihrer unsichtbaren himmlischen Gesellschaft zu flüchten, und die schönen Schatten, die sie so oft tröstend und erhebend umschwebten, im Geiste um sich zu versammeln! Immer lebendiger, immer heller traten sie vor ihren Blick; Thränen traten in ihr dunkles Auge, und mit schmelzender Stimme begann sie:

Die Nacht ist still, das Leben ruht;
Von fernher brauset dumpf die Fluth.
Sey mir gegrüßt, o heiliges Schweigen!
Gern flieh ich in die Einsamkeit,
Da öffnet sich das Herz so weit,
Fern vom Gewühl, von lästigen Zeugen.

Was soll mir jene laute Welt?
Mich reizt ihr Glück nicht, mir gefällt
Nicht, was sie mir verschwenderisch reichet.
In meiner still verschloßnen Brust
Bin ich mir eines Glücks bewußt,
Dem jeder Glanz der Wirklichkeit weichet.

Im tiefsten Herzen schließ' ich's ein;
Und wenn ich still bin und allein,
Erscheint es hell vor den sehnenden Blicken!

Dann bin ich selig, bin bey dir,
Ich sehe dich, du sprichst zu mir;
Mich füllt der Himmelslaut mit Entzücken.

O du geliebte Lichtgestalt!
Hast du auf Erden nie gewallt?
Hat niemahls dich mein Auge gesehen?
Ists möglich? Bist du nur ein Traum,
Zerfließend wie der Welle Schaum,
Wie Abendluft vor der Winde Wehen?

Wenn Sehnsucht schmerzlich mich bewegt,
Das Herz verlangend nach dir schlägt;
Und nur bey dir Beruhigung findet,
Dann soll ich denken: Du warst nie,
Es ist ein Spiel der Phantasie,
Das bald in Nichts zerstäubt und verschwindet?

O nein! Du bist kein Traumgebild!
Die Liebe, die mein Herz erfüllt,
Sie ist kein leeres Hoffen und Wähnen.
Wo du auch weilst, nah oder fern,
In welchem Himmel, welchem Stern,
Du weißt um mich, du kennest mein Sehnen.

O steig herab aus deinen Höh'n!
So überirdisch mild und schön
Laß ein Mahl, o nur Ein Mahl dich schauen!
Und müßt' ich sterben für dieß Glück,
Gern ließ ich diese Welt zurück,
Und folgte dir in die himmlischen Auen!

Sindiah schwieg. Thränen erstickten ihre Stimme; sie sank an den Stamm der Palme zurück. Da tönte es auf einmahl wie leise ferne

Musik um sie. Es waren himmlische Töne, die den Schmerz in ihrer Brust besänftigten. Erstaunt richtete sie sich auf, und horchte, und sah rings um sich, woher die melodischen Laute kommen möchten. Sie sah nichts. Alles war ruhig und einsam; der Mond schien hell, und vor ihr auf der Wiese, die sich bis an's Ufer des Meeres dehnte, schwebte leichter Duft und hüllte die Gegend in zarten Schleyer. Auf einmahl schien der Duft sich vom Meere her stärker zu bewegen. Jetzt glaubte sie, es schimmern zu sehen; der Nebel zog sich dichter zusammen, es schimmerte stärker, deutlicher. Sindiah's Herz ergriff geheimes Grauen; und ein unaussprechliches Verlangen, dem sie keinen Nahmen zu geben wußte, fesselte ihren Blick auf den wallenden Duft. Jetzt schien ein starker Windhauch ihn zu bewegen; er theilte sich, er floß von beyden Seiten zurück, und in ätherischer Schönheit stand ein Unsterblicher vor ihr. — Sie sah ihn an. Argalya! rief sie, und stürzte betäubt vor ihm nieder. Als sie sich erhohlt hatte, stand die glänzende Erscheinung vor ihr, einen Blick voll himmlischer Liebe auf sie heftend. Ist's möglich? rief sie, indem sie sich erhob: Lebt das Wesen, das ich träumte? Es lebt, und liebt

dich wie ehemahls, antwortete eine Stimme, deren Melodie in Sindiah's Innerstem nachbebte: Sindiah! Azora! Erkennst du den Freund deines ersten Erdenlebens nicht mehr? Sindiah schaute erstaunt auf den himmlischen Jüngling. Es war, als kehrten ihr entschlummerte Erinnerungen zurück, als hätte sie diese Züge wirklich schon ein Mahl gesehen und den Klang dieser Stimme gehört. Ihre Brust flog; ein schmerzlich süßes Gefühl schien ihr Leben aufzulösen. Argalya's Blick ruhte mit unendlicher Zärtlichkeit auf ihr. Endlich, sprach er — endlich habe ich dich wieder gefunden, meine Azora! Erinnere dich an dein früheres Leben! Du bist nicht zum ersten Mahl hiernieden. Dieser reine Geist hat einst vor unabsehlich langen Jahren eine eben so reizende Hülle bewohnt; damahls warst du Azora, und mein — mein für eine lange selige Ewigkeit, wie ich wähnte. Fremder Haß, und mein eigenes Vergehen rissen mich von dir. Doch die Begebenheiten jener Zeit, und was uns trennte, sind dir in Erinnerungen, die du fälschlich für willkührliche Spiele deiner Phantasie hieltest, erschienen. Als ich erwachte, fand ich mich einen Fremdling auf dieser Erde, meine Macht beschränkt, das Menschengeschlecht

gesunken — schwach, unfähig eines Umgangs mit höheren Wesen. Und wo sollte ich dich suchen? Deine erste sterbliche Hülle ging in den Fluthen zu Grunde, die die friedliche Insel, deinen Zufluchtsort, begruben. Wo sollte ich dich finden, dich, mit der zu leben ich gern meinen Vorzügen entsagt, und in einer irdischen Hülle das arme Daseyn der Staubbewohner getheilt hätte? Mehr als ein Jahrhundert ist verflossen, seit ich erwacht bin. Eine tiefe Reue und dein Verlust machten mir die Unsterblichkeit zur Last. Endlich sah der Ewige meinen Schmerz verzeihend an; ich fühlte eine Art von Ruhe. Mir war wohl bewußt, daß die Seelen der Menschen öfters auf diese Erde wiederkommen, bis sie durch mehrere Prüfungen und Läuterungen zu jenem Grade von Reinheit gelangen, der sie würdig macht, in den Urquell des Lichtes aufgenommen zu werden *) Ich

*) Es ist ein sehr gewöhnlicher Glaube mehrerer Religionen des Orients, daß die Seelen der Menschen öfters auf Erden wiederkehren, bis sie in mehreren Verkörperungen und Läuterungen jene Reinheit erhalten haben, die sie der ewigen Seligkeit, d. i. der Aufnahme in die Gottheit, von der sie ausgegangen sind, würdig macht.

wußte ferner, daß in ihnen eine dunkle Erinnerung ihres ehemahligen Zustandes zurück bleibt, und daß gerade die bessern, zartern Gemüther, die einst im ersten Leben mit Wesen höherer Art verbunden waren, in hohen Idealen von Vollkommenheit, die immerfort in ihrer Brust leben, ein ewiges Andenken an ihre ersten Verbindungen bewahren, daß sie es sind, denen keine Wirklichkeit genügt, die immer vergebens in menschlichen Verhältnissen das einst genossene Glück, und unter dem sinnlichen, fehlervollen Geschlechte das hohe Wesen suchen, dessen Urbild ihrem Geiste vorschwebt. So hoffte — so strebte ich wenigstens, dich zu finden. Ich wanderte von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Tausend und aber tausend sterbliche Mädchen habe ich gesehen; manches Mahl täuschte eine Ähnlichkeit der Bildung, eine Äußerung edlerer Gesinnungen mich auf einen Augenblick; — aber es war nur ein Augenblick. Nur zu bald erkannte ich meinen Irrthum, und jetzt fing der bange Gedanke an, mich zu quälen, ob dein Geist auch noch wirklich auf Erden weile, ob er vielleicht keiner Läuterung mehr bedürfe und schon längst hinüber geschwebt sey? — Eine unwiderstehliche Sehnsucht zog mich immer, wo ich auch weilen

mochte, nach Osten fort. Dort, wo einst mein Glück entblüht war, dort, sagte mir eine geheime Stimme, würde ich es vielleicht wieder finden! Ich kam hierher, ich sah dich, Sindiah, und fand, was ich gesucht hatte! Ich schwebte um dich; in deiner reinen Seele war es mir leicht, die Erinnerungen an einen ehemahligen Zustand wieder zu erwecken. Mein Bild entfaltete sich vor dir, du liebtest mich wieder, ohne zu ahnen, daß du mich schon einmahl geliebt hattest. Du hieltest für ein Werk deiner Phantasie, was nichts als Wiederhohlung einst verlebter Begebenheiten war; du glaubtest einen Traum zu erzählen, und beschriebst deine und mit ihr der jugendlichen Erde erste Geschichte. Deine Sehnsucht wuchs; die Wirklichkeit verlor allen Werth für dich. Azora! Mein Schicksal ist versöhnt. Der Ewige hat dich mir wieder gegeben; es ist mir erlaubt, dich für immer mein zu nennen — wenn du willst.

Hier schwieg die himmlische Gestalt; aber ihr Blick haftete mit dem Ausdrucke inniger Zärtlichkeit auf Sindiah, die, in Seligkeit verloren, nun endlich zur vollen Besinnung und Erkenntniß ihres frühern Daseyns kam.

Ob ich will? rief sie endlich, und Thränen

der Wonne flossen aus ihren Augen: Wie kannst du fragen, du mein Schutzgeist, Beherrscher meines Schicksals! Azora! nahm Argalya das Wort, und ein trüber Ernst verdrängte die himmlische Freundlichkeit seiner Züge: Es ist nicht mehr wie einst. Nicht ist es mir und den übrigen Geistern, die noch immer mit euch Sterblichen zugleich die Erde bewohnen, vergönnt, euch so zu nahen, wie ehemahls. Das entartete Geschlecht, in Sinnlichkeit befangen und mit niedrigen Trieben befleckt, erträgt keine unmittelbare Gemeinschaft der Geisterwelt mehr. Nur in leisen Eingebungen können wir auf euch wirken, nur Wenigen, nur selten uns zeigen, und nicht mehr in sterbliche Hüllen, wie die eurigen, uns kleiden, die für reine Geister eine zu schwere unerträgliche Last wären. Jetzt, Azora, jetzt gibt es nur Ein Band, das uns vereinigen kann. Nur Ein Pfad führt in die Geisterwelt; und wirst du nicht schaudern, wenn ich ihn nenne? Er schwieg von Neuem.

Ich verstehe dich, Geliebter! erwiederte Sindiah: Ich wäre deiner Liebe nicht würdig, wenn ich diesen Wink nicht fassen, wenn ich einen Augenblick anstehen könnte, ihm zu folgen. Führe mich, wie — wohin du willst! Bey die-

sen Worten streckte sie ihre Arme aus. Sie wollte seine Hand fassen; — aber die leichte Luftgestalt wich vor ihrer Berührung. Argalya sah sie wehmüthig an. Nicht also, meine Azora! antwortete er ernst: Nur jenseit dieses Lebens kann ich dir meine Hand reichen, hiernieden ist keine Vereinigung möglich. O, so löse diese Bande, rief sie aus, die mich von dir scheiden! Zerbrich die Schranken dieser Sinnenwelt! Ich fühle nur zu wohl, welche Erschütterung dein Anblick in mir hervor gebracht hat. Was soll mir das Leben nach diesem Augenblicke? O, nimm mich zu dir! Tröste meinen Vater! Sie streckte ihre Arme von Neuem aus. Nun so komm, komm meine Azora! rief der Genius, und überirdisches Entzücken strahlte aus seinen Augen. In diesem Augenblicke ertönte die himmlische Musik wieder; aber sie schien nicht von Einer Seite, sondern rings herum aus allen Büschen und Bäumen zu ertönen. Jedes Blatt säuselte Melodien; ihre Ströme erhoben sich immer voller, immer mächtiger, ihre Harmonien griffen immer tiefer in Azorens innerstes Leben ein — sie lösten es in Töne auf. — Sie fühlte die schmerzlich süße Gewalt, die ihre Seele aus ihrer Hülle zu ziehen schien. Argalya erhob sich

strahlend und immer strahlender vor ihr, wie er ihr einst im Palmenhaine erschienen war. Je heller seine Schimmer glänzten, je mächtiger tönten die Harmonien, je mehr entwand sich Azorens Geist der irdischen Hülle. Endlich — endlich war er frey. — Sie erhob sich glänzend. Argalya eilte ihr entgegen; die reinsten Geister umschlossen sich, und waren nun auf ewig vereinigt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

		Seite.
1.	Wahre Liebe.	7
2.	Der Pflegesohn.	145
3.	Argalya.	235

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Sämmtliche Werke

Bd.: 25

Wien 1823

P.o.germ. 1811 w-25
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124699-0